

# Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von G. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postzuschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¼ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-

vereins bei Verendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insektionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Beile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annouren-Expeditionen und die Expedition der Nation (G. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

## Inhalt:

Politische Wochenübersicht. Von \* \* \*

Streber, Kleber und Drohnen. Von Th. Barth, M. d. R.

In eigener Sache. Von Theodor Mommsen.

Hans Viktor von Uuruh. Von Alexander Meyer, M. d. R.

Die Wahlen in Italien und das Ministerium Crispi. Von E. Mühlring (Rom).

Arthur James Balfour und sein neuestes Buch. Von Ph. Arnstein (London).

Christianismus, Sozialismus und Graf Leo Tolstoi. Von Benno Rüttenauer (Mannheim).

## Bücherbesprechungen:

T. Colani: Essais de critique historique, philosophique et littéraire. Bespr. von Dr. theol. M. Schwalb (Heidelberg).

Maria Janitschek: Eilienzauber. Bespr. von G. S.

Der Abdruck sämtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

## Politische Wochenübersicht.

Eine „homogene“ Regierung voll „Festigkeit“, die von jenen verlangt worden war, welche die Stellung des Grafen Caprivi untergraben haben, besitzen wir gewiß nicht. Ein leitender Geist, der die Politik des Reiches und die Politik Preußens seinen Stempel aufzudrücken vermöchte, ist nicht vorhanden, und jeder Minister geht eigenen Zielen nach, die von denen seiner Kollegen häufig sehr verschieden sind, und manchmal auch sehr verschieden von denen, die er noch vorgestern verfolgt hatte. Unter solchen offenkundigen Zuständen ist es naturgemäß, daß die Gerüchte von Ministerveränderungen überhaupt nicht mehr verstummen. Heute ist es Herr von Köller, für den Herr von Lucanus als Charon den Kahn zur Ueberfahrt in die stillen Gefilde des Privatlebens angeblich bereit hält; morgen wird Herrn Bosse, oder Herrn von Berlepich, und übermorgen Herrn von

Bötticher oder Herrn von Marschall oder dem Reichskanzler das nämliche Schicksal vorausgeahnt. Warum gerade dieser Minister eines schnellen Todes sterben soll und jener nicht, läßt sich nur durch die Gegenfrage beantworten, warum sollte es just umgekehrt sein. Wo so vieles gänzlich unberechenbar ist, fangen sachliche politische Gründe und Erwägungen an, ihre vorausberechnende Kraft zu verlieren; und dieser Erkenntniß entspricht es, daß die öffentliche Meinung aufhört überhaupt noch ernstlich Vermerk von den neu auftauchenden Nachrichten über die angebliche Erschütterung der Stellung eines Ministers zu nehmen. Wenn das Charakteristische eines ganzen Systems zielloses Wanken und Schwanken ist, wer fragt dann noch danach, ob ein einzelner Ministerjessel zusammenzubrechen droht! Niemand kümmert sich denn auch ernstlich darum, in wie weit jene Gerüchte zutreffend sind, die wiederum in den letzten Tagen, diesen oder jenen Minister nur noch ein politisches Dasein bis nach den Festlichkeiten für den Nord-Ostseefanal voraus sagten.

Zustände dieser Art sind traurig; und Zustände dieser Art erfahren ihre entsprechende Beleuchtung durch Nachrichten, wie die, daß der Finanzminister Herr Miquel im Begriffe war, dem Fürsten Bismarck eine Visite zu machen, und durch die andere Nachricht, daß der Kriegsminister Herr Bronsart von Schellendorf thatsächlich beim Fürsten Bismarck geweien ist zu einer Zeit, wo ein Besuch um ein paar Stunden früher oder später abgestattet, Herrn Miquel oder Herrn von Schellendorf den Genuß hätte verschaffen können, zu hören, wie der nämliche Fürst Bismarck Kollegen des Herrn Miquel und des Herrn von Schellendorf als Kleber, Streber und Drohnen in einer Rede an die Bündler bezeichnet hat. In solchen Thatfachen spiegelt sich die Einigkeit des Ministeriums.

Uns hat die Rede des Fürsten Bismarck nicht im Geringsten überrascht, um so mehr und unangenehmer jene Kreise, die lange genug zu den ständigen Bewunderern des Fürsten Bismarck gehört haben.

Die freikonservative „Post“ äußert sich über die Bismarck'sche Rede so:

„Fragt man sich, was ihm an der Politik der Gegenwart nicht gefällt, so gibt die Rede nach der sachlichen Seite keinen sicheren Aufschluß.“

Das ist richtig; nur kann man hinzufügen: Gibt es denn überhaupt einen einzigen „sachlichen“ politischen Rathschlag, den Fürst Bismarck seit seinem Scheiden aus dem Amte jenen erteilt hat, die darauf Werth legten, aus diesem Brunnen zu schöpfen?

Die „Post“ fügt hinzu, daß es sich in der Rede des Fürsten mehr um „Personenfragen“ handelt.

„Gut Wetter auf dem Gebiet der inneren Politik bedeutet das nicht.“ Wir glauben dasselbe.

Der streng konservative „Reichsbote“ schreibt in Bezug auf die Worte, welche Fürst Bismarck über die Regierung sagte: „Wir trauten unseren Augen nicht“, und das Blatt fügt hinzu, daß wohl außer in „demokratischen und sozialdemokratischen Kreisen noch nie ein so starkes Wort gefallen“ ist. Der Artikel des Blattes, in dem, wie anzuerkennen ist, meist eine sachliche konservative Politik getrieben wird, schließt mit den Worten:

„Gott behüte uns vor einer einseitigen Interessenpolitik und davor, daß man im Volk sich daran gewöhnt, die Regierung als Drohnen anzusehen, die nichts leisten als hohe Gehälter konsumieren. Das zu sagen, drängt uns unser Gewissen.“

Die nationalliberale „Kölnische Zeitung“ endlich warnt in gleichem Tone vor einer weiteren Aufstachelung der Interessen, und sie schließt ihrerseits ihre Ausführungen mit den Worten:

„Mit tiefem Bedauern haben wir diese Rede des Fürsten Bismarck verzeichnet; aus strengem Gerechtigkeitsgefühl, aus der Empfindung der Pflichten, welche eine ruhmreiche Vergangenheit ihrem Träger auferlegt, ist sie nicht hervorgegangen.“

Wir brauchen über diese Rede des Fürsten Bismarck nicht entsetzt zu sein, denn sie entspricht vollkommen der Mischung von Eigenschaften, die wir bei dem früheren Reichskanzler seit jeher vorausgesetzt haben. Er hat Ziele, und er hat seine Ziele häufig mit Genialität verfolgt; aber „strenges Gerechtigkeitsgefühl“ und „Pflichten einer ruhmreichen Vergangenheit“ betrachtete Fürst Bismarck stets als ideologische Bagage, mit der sich ein Politiker nicht belasten soll. Das Ziel aber, welches Fürst Bismarck seit seinem Rücktritt verfolgt, ist deutlich nur in einem Punkt: Seinen Nachfolgern, sie heißen, wie sie wollen, das Leben so schwer als möglich zu machen und sich zu diesem Zwecke aller und jeder Mittel zu bedienen und vor allem jener, die am wirkungsvollsten sind. Da die Agitationen des Bundes der Landwirthe nun eine wuchtige Waffe sind, so gibt Fürst Bismarck, der selbst ein Agrarier ist, dieser Waffe die Richtung auf die Regierung, und damit tritt die Konstellation ein, daß der erste Reichskanzler im Bunde mit dem agrarischen Junkerthum jetzt auch gegen die heutige Regierung in einer Weise Sturm läßt, daß selbst konservativen und nationalliberalen Blättern vor solch einer staatszerhaltenden Politik Angst und Bange wird.

Hatte nicht die jetzige Regierung das durchführen wollen, woran Graf Caprivi angeblich gescheitert war? Nämlich: Gute Beziehungen zum Fürsten Bismarck, Beruhigung der agrarischen Leidenschaften, ein einheitliches Regiment, das stark ist. Jetzt hat die „einheitliche“ Regierung die Quittung in der Rede des Fürsten Bismarck vor den Agrariern, die Herr Miquel und Herr Bronsart von Schellendorf noch gerade vorbei gehört haben.

Vielleicht werden die Lehren allmählich so nachdrücklich, daß schließlich auch einmal in Deutschland wieder eine Regierung aus Kuder kommt, die genügende politische Einsicht und genügenden psychologischen Scharfblick besitzt, um nicht zu verstehen, daß Fürst Bismarck und die Agrarier sich weder durch Weinflaschen, Kirassee und kleinere Liebesgaben zähmen lassen, sondern daß sie nur durch völlige Unterwerfung der Regierung zu befriedigen sind; und daß eine Regierung, die solche völlige Unterwerfung nicht will und nicht durchführen kann, am besten thut, mit rücksichtsloser Kraft und ohne jede Konzession das allgemeine Staatsinteresse und nur dieses als die souveräne Macht der Politik zu stabilisieren.

Freilich eine Regierung, wie wir sie jetzt haben, mit Herrn Miquel reisegezügelt auf dem Wege nach Friedrichsruh, dokumentirt „ihre Festigkeit und Homogenität“ in anderer Weise.

Es sind die gleichen Symptome, nur lokalisiert auf ein abgegrenztes Gebiet, die sich in der Entwicklung darbieten, welche bei uns die Währungsfrage nimm.

Daß Herr Miquel die Bimetallisten nicht entnuthigt, ist bekannt; daß andere Mitglieder der Regierung an der

Goldwährung festzuhalten wünschen, ist ebenso bekannt. Aus solcher „Homogenität“ der Kräfte entsteht dann jene Erklärung der Regierung im Reichstag, welche die Gemüther allseitig beruhigen sollte, und welche die Agitation, gestachelt von Hoffnungen oder Befürchtungen, auf allen Seiten entseßelt. Auch in dieser Frage sind der Reichsregierung die Bügel längst entglitten, und nachdem die reaktionären preussischen Kammern, die Regierung überlaufend, für den Bimetallismus eingetreten sind, hat dementsprechend die liberale württembergische Abgeordnetenversammlung durch den Mund des Abgeordneten Friedrich Hausmann mit allem Nachdruck den entgegengesetzten Standpunkt mit zweidrittel Mehrheit angenommen und, was gleich wichtig ist, der Finanzminister Herr v. Riecke gab Namens des Kabinetts die folgende überaus bedeutame Erklärung ab:

„Von der Ueberzeugung geleitet, daß eine gesicherte Währung eine der Grundbedingungen für die gesunde Volkswirtschaft bildet, und in Würdigung der nicht zu bestreitenden Thatsachen, daß das Deutsche Reich eine solche besitzt, ferner in der gerechten Besorgnis, daß jeder Versuch, hieran zu rütteln, die empfindlichsten Ummwälzungen in den wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnissen hervorrufen könnte, endlich in Erwägung, daß keiner der zur Hebung des Silberwerths unter Festhaltung der Goldwährung gemachten Vorschläge als zum Ziele führend hat erkannt werden können, ist das Staatsministerium der Ansicht, daß das Deutsche Reich die Initiative zu einer Münzkonferenz behufs internationaler Regelung der Währungsfrage nicht ergreifen sollte, und daß daher dem Beschlusse des Reichstags keine Folge zu geben sei.“ Der Minister versicherte, daß die württembergische Regierung im Bundesrath gegen die Berufung einer internationalen Währungskonferenz stimmen werde.

Je schwächer die Centralregierung, um so nothwendiger natürlich eine starke öffentliche Meinung, die das sagt, was sie will, und die sich die Organe schafft, um ihren Willen zum Ausdruck zu bringen. Am Verein zum Schutze der deutschen Goldwährung, der jede Kräftigung verdient, ist jetzt ein solches Organ entstanden und eine der ersten Thaten dieser stattlichen Vereinigung ist es gewesen, daß sie auch ihrerseits in einer knappen und eindrucksvollen „Vorstellung“ an den Reichskanzler alle jene Gründe zusammensagt, die gegen ein Rütteln an der Goldwährung und gegen die Berufung einer internationalen Währungskonferenz sprechen.

Aber ein solcher Verein kann nur sagen, was nöthig ist, was geschehen soll, was nicht geschehen soll. Den erforderlichen Nachdruck muß schließlich die öffentliche Meinung liefern, und es gibt noch mehr Volksvertretungen in Deutschland als nur die württembergische, die fähig wären, dem Verhängniß in die Speichen zu fallen und, was wir schon einmal sagten, auch die kommunalen Vertretungen dürfen bei diesen Erörterungen nicht stumm bleiben.

Ueber die Vorkommnisse in Mariaberg, die durch den Prozeß Mellage enthüllt worden sind, lautet das Urtheil einstimmig; wenige ultramontane Blätter, welche aus verblendetem Parteisanatismus sich dem allseitigen empörten menschlichen Empfinden verschließen, bilden verschwindende Ausnahmen. Und wenn einzelne dieser Blätter sogar sagen oder andeuten, daß auch in Anstalten, die nicht von Ordensbrüdern geleitet werden, ähnliche Zustände herrschen, so kann man nur erwidern: „Liefert die Beweise, und Ihr werdet Euch um die Humanität verdient machen, und Ihr werdet in gleicher Weise aufrichtige Anerkennung und Dank zu ernten haben, wie sie Herrn Mellage zu Theil geworden ist.“ Bis dahin wird man aber derartige Behauptungen für erbärmliche Beschönigungen halten.

Der Prozeß hat zwei Thatsachen enthüllt: Katholische Geistliche, die aus irgend welchen Gründen unbequem waren, wurden ihrer Freiheit in Mariaberg widerrechtlich beraubt, und Kranke, die in Mariaberg untergebracht worden sind, fanden eine klägliche, gänzlich unzureichende ärztliche Behandlung, und sie erlitten überdies die schmerzlichsten Mißhandlungen von dem nicht-ärztlichen Personal.

Daß der Katholizismus solche Elemente stets unschädlich zu machen gesucht hat, die er aus irgend welchen Gründen glaubte bargwöhnen oder fürchten zu müssen, ist eine historische Thatsache, die Niemanden überraschen sollte. Die Ueberzeugung beginnt erst bei der Wahrnehmung, daß solches auch in einem modernen Staat, und zwar in Deutsch-

land, möglich gewesen ist. Und ferner: daß in einem katholischen Kloster Kranke entsetzlich schlecht behandelt werden, ist eine Mißwirthschaft, welche gewiß auch das tiefe Bedauern der verantwortlichen vorgelegten katholischen Kirchen-Behörden erregen wird; daß eine solche Mißwirthschaft aber von den staatlichen Ueberwachungsorganen in Deutschland jahrelang übersehen und daher geduldet werden konnte, erschien bisher unglaublich.

Für uns treten daher auch die internen Fragen des Katholizismus völlig in den Hintergrund. Um sie zu erörtern, dazu brauchen wir den jetzigen Fall nicht; über den Katholizismus bietet die Geschichte genügende Lehren, auch die, daß der Staat und die Gesellschaft am besten thun, nicht als Sittenrichter irgend eine andere religiöse Anschauung der Katholischen entgegenzustellen. Dagegen ist zu verlangen, daß die Gesetze, wie sie sind, allen Bürgern gegenüber gleichmäßig und in gleicher Strenge zur Ausführung gelangen. Keine Katholikenbeke; wir haben Hezen genug; aber gleiche staatliche Strenge und Gerechtigkeit allen.

Von diesem Standpunkt aus muß man sagen, daß unsere viel gerühmte preußische Behördenorganisation vollständig versagt hat, und es ist ganz unrichtig zu behaupten, daß dies nur darum geschah, weil ihr die nöthigen Mittel bisher nicht zu Gebote gestanden hätten; diese Mittel sind vorhanden, denn durch einen Federstrich des Ministers ist Marienberg heut geschlossen worden, nachdem gegen den Widerstand der Behörden, insbesondere der Staatsanwaltschaft, endlich die unerhörten Zustände in diesem Kloster durch einen kühnen Mann aufgedeckt worden waren. Das Recht und die Pflicht zur Ueberwachung sind früher mithin durchaus vernachlässigt worden von jenem preußisch-konservativen Verwaltungsapparat, der vom Regierungspräsidenten bis zum Feldhüter abwärts um jeder politisch-oppositionellen Lumperei wegen in fieberische Thätigkeit zu verfallen pflegt.

Wenn ein offizieller Artikel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ jetzt die Schuld auf die vorgelegte kirchliche Behörde des Klosters leise abzuwälzen sucht, so wird die öffentliche Meinung sich auf solche Abwege nicht locken lassen. Die katholischen Geistlichen von Marienberg mögen ihren Oberen und moralisch ihren Gläubigen verantwortlich sein; dem deutschen und preußischen Staatsbürger ist aber keine Regierung dafür verantwortlich, daß nicht im Landesgebiet Zustände herrschen, die den Gesetzen und jeder Sittlichkeit Hohn sprechen.

In diese Wunde ist der Finger zu legen; und diese eiternde Wunde, die nur im Gegensatz zur Staatsanwaltschaft mit Hilfe der vielgeschmähten Presse ausgebrannt worden ist, sie hat sich entwickelt zu einer Zeit, wo ein konservativer Minister dem anderen folgt, und wo vom Oberpräsidenten abwärts bis zum Regierungsassessor die Zugehörigkeit zur Kreuzzeitungs-Partei die beste Empfehlung ist und immer war.

In Berlin ist ein Luther-Denkmal enthüllt und der Stadt durch den Vorsitzenden des Denkmalkomitees, dem freisinnigen Abgeordneten Herrn Kammergerichtsrath Schröder übergeben worden. Unserer Stadt ist dieses Monument ein Wahrzeichen für jenen Luther'schen Ausspruch, der auch bei der Enthüllung erwähnt worden ist: „Das heißt geistliche Freiheit, wenn die Gewissen frei bleiben“.

In Paris hat eine große Debatte über die internationale Politik der Republik stattgefunden; eine Debatte groß an Umfang, groß durch die Erregung und die Kommentare, welche sie hervorgerufen hat, klein durch ihre sachliche Bedeutung, niedrig an geistigem Gehalt. Nicht ein einziger großer politischer Gesichtspunkt kam in der Debatte zur Geltung; man begnügte sich mit Gemeinplätzen, und Schaum-schlägereien, wie solchen: „La France désire la revanche mais elle veut la paix;“ das ist das bekannte Pfund Fleisch Chylock's aus dem lebenden Körper herausgeschnitten aber ohne einen Tropfen Blut zu vergießen; oder man hat eine Ablehnung der Kieler Einladung verlaugt mit der Motivierung: „La France vous remercie, mais elle ne peut

accepter à cause de deuil;“ nämlich der elsass-lothringischen Trauer wegen. Auch das ist „art de bien dire“, die politisch aber bei uns nur lächerlich erscheint. Es gehört zu den großen Farcen, daraus eine politische Frage zu machen, ob ein paar französische Schiffe in Kiel ankern werden oder nicht. Was bei dieser Farce nicht Farce ist, bildet einen Bodensatz gewöhnlicher Intrigue; es handelt sich darum, mit chauvinistischen Redensarten wieder einmal ein Ministerium zu stürzen.

In den Ausführungen der französischen Minister, die bei dieser Gelegenheit von Neuem an den Rokokoschönen Rußlands wandelten, ist nur ein Wort bemerkenswerth; neben dem Worte „entente“ als Bezeichnung für die Beziehungen zum Sarenreiche findet sich auch noch das Wort „alliance“. Auch dieses Wort kann uns kalt lassen; ob eine geschriebene Allianz besteht, ob nicht, ist gleichgültig, denn nur die Allianzen sind etwas werth, die auch ungeschriebene Bedeutung haben, und wir bezweifelten nie, daß, wenn die Kosaken gegen Berlin reiten, die französischen Kanonen losgehen würden, und daß, wenn die Ulanen gegen Paris reiten, unter Umständen sich auch die russischen Heeresmassen in Bewegung setzen werden. Mit diesen Möglichkeiten haben wir in Deutschland stets gerechnet; daher haben wir kein Verständniß für die Exaltation, welche das Wort „alliance“ in Frankreich hervorgerufen hat.

Um die nöthige „patriotische“ Stimmung für jene Kammerdebatten hervorzurufen, hatte die Pariser Presse — nur wenige Journale, wie der „Temps“ und das „Journal des Débats“ machten eine Ausnahme — gleichzeitig gegen Theodor Mommsen und E. du Bois-Reymond einen ganzen Haufen alter und neuer Lügen zusammengetragen. Auch in unserer „nationalen“ Presse fanden sich Organe, die sich nicht für zu gut hielten, diese Lügen weiter in den Kurs zu setzen. So hieß es beispielsweise in der „Kreuzzeitung“:

[Von der Academie.] Der „Münch. Allgem. Btg.“ wird aus Paris geschrieben: Der gestrige Beschluß der „Académie des inscriptions et belles-lettres“, welche nach geheimer Berathung Theodor Mommsen zu ihrem korrespondirenden Mitgliede an Stelle von Sir Henry Rawlinson ernannte wird von dem „Matin“ als ein Zeichen der Zeit, die zum Vergessen und zur Verächtlichkeit geneigt sei, besprochen. Das Blatt bringt seinen Lesern in Erinnerung, daß Mommsen eine Pension von Napoleon III. bezog, und demnach einer der deutschen Gelehrten war, welche im Jahre 1870 in einer Adresse an den König von Preußen das unglückliche Frankreich schmähten. Es fügt hinzu noch weniger als dieses in der Siegesfreude angestoßene Vae victis! sei es zu entschuldigen, daß Mommsen, der dem gefallenen Kaiser zu Danke verpflichtet war, dann noch geringschätzig von den „halbwelt-Salons“ der Tuilerien sprach. Das hatte man noch vor sechs Jahren nicht vergessen, als Renan den deutschen Geschichtschreiber als Kandidaten für die Academie der Inschriften und schönen Wissenschaften vorschlug. Vielleicht hätten die Gelehrten ihm schon Absolution erteilt, aber das Gerücht von der Kandidatur war in die Presse gedrungen, und diese verbitterte durch ihre Proteste die Wahl. Statt Mommsen erhielt ein anderer Deutscher, der Alterthumsforscher Curtius, den Vorzug. Der „Matin“ geht auch mit Dubois-Reymond scharf ins Gericht und erzählt von diesem, er habe zu Paul Bert, der ihm wegen seiner frangosenfeindlichen Kundgebung Vorwürfe machte, gesagt: „Ich würde auf den Knien von der Madeleine bis zur Bastille rutschen, wenn ich dadurch meine bösen Worte auslöschten könnte.“ Sollte das etwa auch das Gerücht Mommsen's sein? fragt das Blatt, das gern annehmen möchte, dem sei wirklich so.

Unsere Leser finden in dieser Nummer einen Artikel Mommsen's, in dem er sein Verhältniß zu den Franzosen vor und nach dem Kriege mit einer Deutlichkeit klarlegt, die es selbst den gewiegtesten Verleumdern schwer machen wird, ihm gegenüber ihr Handwerk mit dem alten Material weiter zu treiben. Professor E. du Bois-Reymond hat uns gleichfalls autorisirt, die absurden Geschichten, die über ihn bei dieser und bei ähnlichen früheren Gelegenheiten in Umlauf gesetzt sind, als schlechterdings aus der Luft gegriffen zu bezeichnen.

„Ich habe — so schreibt er uns — Herrn Paul Bert nur ein einziges Mal gesehen und gesprochen. Es war in der feierlichen Eröffnungsgesitzung des elektrischen Kongresses in Paris 1881. Ich wurde Paul Bert vorgestellt. Er stand mit dem Rücken gegen eine Wand gelehnt, sah mich kaum an oder fehrte sich sogar ab und jagte höhnisch: Beaucoup d'honneur! beaucoup d'honneur! Natürlich fehrte ich ihm den Rücken und habe ihn, wie gesagt, nie wieder gesprochen. — Die

Geschichte geht aber jetzt weiter. Aus dem „Matin“ theilt mir das Schandblatt „Courrier de la Presse“ einen Ausschnitt folgenden Inhalts mit, der von einem Berliner Korrespondenten herrührt: *l'anecdote en question nous a été racontée par le regretté Georges Pombat, professeur au Mu-éum d'histoire naturelle qui la tenait de la bouche de Paul Bert. Nous avons donc toutes les raisons de la croire exacte et de donner, en matière de veracité, la préférence aux deux savants français sur Monsieur du Bois-Reymond.* Also nun läuft es darauf hinaus, daß ich gelogen habe. Das Gefindel wird auch wohl nicht aufhören, die Lüge zu wiederholen, ich hätte gesagt, ich schäme mich meines französischen Namens; ich hätte das zu Boden gestreckte Frankreich insultirt, da ich doch die Kriegstede am 3. August, dem Tage vor der Schlacht bei Weizenburg, gehalten habe; ich sei ein Franzose, da ich doch Schweizer Bürger bin, und was des gehässigen Zeugens mehr ist.“

Herr du Bois-Reymond meint am Schlusse seines Briefes: „Ich glaube, es ist das Beste, die Dinge auf sich beruhen zu lassen, da es nach fünfundsiebenzigjähriger Erfahrung nicht gelinzt, einen besseren Zustand herbeizuführen.“ Wir würden ihm durchaus Recht geben, wenn es sich bei Theodor Mommsen und G. du Bois-Reymond nicht um zwei Gelehrte von Weltruf handelte, deren guter Name gewissermaßen ein internationaler Besitz ist.

In Oesterreich droht die Koalition zusammen zu brechen; die Deutschen sind es müde, sich düpiert zu lassen, und sie thäten wohl, es so zu machen wie ihr Gegner: Rücksichtslos müssen sie ihre Forderungen zur Geltung bringen, die schließlich auch die Forderungen österreichischer Staatseinheit sind.

## Streber, Kleber und Drohnen.

Motto:

Ich bin des trocknen Tons nun satt!

Was für Stümper sind doch die Sozialdemokraten im Vergleich mit dem Fürsten Bismarck, sobald es sich um die Erregung politischer Unzufriedenheit handelt. Schon als Kanzler im Amte feuerte Fürst Bismarck gelegentlich eine einzelne Klasse der Bevölkerung an, recht laut zu schreien, um so einen verstärkten Einfluß auf die Gesetzgebung zu gewinnen. Seine „Bauernbriefe“ waren die richtigen Vorläufer der Agitationsmethode des Bundes der Landwirthe. Aber der Staatsmann im Amte züchtete den Unzufriedenheitsbazillus zum Zwecke einer bestimmten politischen Verwendung. Die agrarische Unzufriedenheit wurde in den Dienst jener agrarischen Interessenpolitik gestellt, die der Kanzler verfolgen wollte; wehe dem aber, der es wagte, eine politische Unzufriedenheit zu produziren, die in die Pläne des Fürsten Bismarck nicht paßte. Ein Ausnahmefall für solche Frevel! Immerhin — so gewagt die planmäßige Erregung von Unzufriedenheit zum Zwecke der Erreichung positiver politischer Ziele auch ist — es war doch die Hand eines verantwortlichen Arztes, die das gefährliche Medikament dispensirte. Der Arzt, der das Mittel gab, konnte wenigstens glauben, durch geschickte Dosirung und eventuelle Anwendung von Gegengiften die schlimmsten Wirkungen zu vermeiden. Wesentlich anders aber liegt die Sache, wenn der Arzt die Praxis aufgegeben hat und dennoch das giftige Mittel — gleichsam zum Hausgebrauch — anpreist.

In dieser Rolle gefiel sich Fürst Bismarck, als er vor wenigen Tagen eine Guldigungsdeputation des Bundes der Landwirthe empfing und derselben gegenüber die denkbar einseitigste agrarische Interessenpolitik als der politischen Weisheit letzten Schluß beifügte.

Anders lesen Schüler den Horaz, anders Hugo Grotius.“ Es ist ein Unterschied, ob Fürst Bismarck für das Programm des Bundes der Landwirthe eintritt, oder ob Herr von Bloch das thut. Es ist ein Unterschied, ob ein obskurer Sozialdemokrat das ganze heutige Regierungssystem in Baufach und Bogen verurtheilt, oder ob Fürst Bismarck

urbi et orbi verflucht: „Wir müssen zusammenhalten gegen die Drohnen, die uns regieren, aber nichts produziren als die Gezehe, und das reicht nicht.“ Wenn Fürst Bismarck so die Regierung charakterisirt, gewissermaßen als den bösen Feind, gegen den der einflüchtige Bürger mit allen Kräften sich zu wehren habe, so diskreditirt er damit nicht bloß die jeweiligen Vertreter der Regierung, sondern den ganzen Regierungsorganismus. Die Regierenden sind Drohnen, die Regierten sind Arbeitsbienen: kann es eine abfälligere Kritik unserer monarchischen Staatseinrichtungen geben? Hat die Sozialdemokratie nicht Recht, wenn sie eine Staats- und Gesellschaftsordnung, unter der ein solcher Dualismus sich ansbilden konnte, als durch und durch verrottet grundfänglich bekämpft? Und Fürst Bismarck muß es wissen, wie es in der Regierung aussieht, denn er war durch dreißig Jahre der allmächtige Leiter dieser Regierung; und wenn er trotz seiner grimmigen Abneigung gegen die Drohnen es nicht hat verhindern können, daß den Drohnen die Regierung zugesallen ist, so muß das monarchische Staatswesen wirklich unheilbar krank sein. Und dabei ist — wenn man dem Fürsten Bismarck glauben darf, und ihm nicht zu glauben, ist bekanntlich eine nationale Schändlichkeit — die Sorte Drohnen, die uns regiert, nicht einmal die beste. Streber und Kleber sind die Oberdrohnen. Da wir Freisinnigen niemals in der Lage gewesen sind, an der Regierung des Staates uns unmittelbar zu betheiligen, so können wir die Kritik des Fürsten Bismarck mit der Objektivität von nicht direkt Betheiligten auf uns wirken lassen. Fürst Bismarck ist ein ausgezeichnete Erzähler, der seine Geschichten höchst anschaulich vorzutragen weiß. Man sieht ihn lebhaftig vor sich, den jungen Landrath, wie er sich von den biederen Landvölkern wählen läßt, um dann im Parlament zu Berlin auf dem Altare des Ehrgeizes die gediegenen Grundsätze der agrarischen Interessenpolitik preiszugeben: denn „sein ganzes Interesse liegt in der Erbnung seines Weges, in der Verfolgung seiner Karriere“. Das ist der Streber. Und hat der Streber eine strebende Frau, dann ist die Sache noch schlimmer. „Bei ihrem Bedürfnis, in Berlin zu wohnen und dort gesellschaftlich eine Rolle zu spielen und eine Stellung zu gewinnen, würde ich — meint der erfahrene Altkanzler — den Mann auch nicht wählen.“ Nachher, wenn der Streber wirklich Minister wird, so „wächst er fest“. „Dann entstehen die Kleber als Minister, von denen nicht zu erwarten ist, daß sie irgend welche landwirthschaftlichen Interessen mit Energie bei ihren Kollegen vertreten.“

Es muß den Fürsten Bismarck eine große Ueberwindung gekostet haben, dies Urtheil von sich zu geben, denn wie er im Allgemeinen das Verhältniß eines ehemaligen Ministers zu seinen Nachfolgern und früheren Kollegen aufspricht, das hat er in der Sitzung des Herrenhauses vom 17. Februar 1881 in einem Wortgefecht mit dem ausgeschiedenen Minister Camphausen in folgenden Worten dargethan: „Ich hoffe, daß, wenn ich jemals in die Lage komme, unter Ihnen zu sitzen und mir gegenüber meine Nachfolger und früheren Kollegen zu haben, ein günstiges Geschick mich davor bewahren werde, daß ich in die Verurtheilung gerathe, meinen Kollegen oder Nachfolgern, deren schwierige Arbeiten ich aus Erfahrung kenne und lange mitgemacht habe, meinerseits die Geschäfte zu erschweren.“

Und weshalb Räuber und Mörder, weshalb Streber, Kleber und Drohnen? Weil wir in Deutschland noch nicht genug Interessenpolitik treiben. Weil die Regierung noch immer Bedenken trägt, nach den Diktaten des Bundes der Landwirthe eine neue Einkommens- und Vermögensvertheilung vorzunehmen. Wenn irgend etwas dem Deutschen Reich zum Unheil zu werden droht, so ist es die Verwandelung der politischen Parteien in wirtschaftliche Interessengruppen. Die von dem Fürsten Bismarck angepriesene Interessenvertretung bedeutet nichts anderes, als die Ausbeutung der politischen Macht zu Gunsten jener Interessen, die den jeweiligen Inhabern der Macht besonders am Herzen liegen. Daß es sich dabei immer nur um die Begünstigung kleiner Kreise handelt, liegt auf der Hand, denn da diese geniale Interessenpolitik es immer nur

auf eine mechanische Einkommens- und Vermögensvertheilung abgesehen hat, so lohnt sie gar nicht der Mühe, wenn die Zahl der Geschädigten klein und die Zahl der Begünstigten groß ist. Der Frank wird dann zu dünn. Jede Interessenspolitik bedeutet eine Vertretung von Minoritätsinteressen. Es entspricht den Interessen der Agitation, aber nicht der Wirklichkeit, wenn die Agrarier von einer Vertretung der Interessen der gesammten Landwirtschaft reden; und es ist blaue Demagogie, wenn man verspricht, den Kreis der zu protegirenden Sonderinteressen über das gesammte Gebiet der Produktion ausdehnen zu wollen, denn Interessenspolitik bedeutet — ihrem inneren Wesen nach — bloß eine Benachtheiligung der Schwächeren. Und das soll das politische Ideal der Zukunft sein? Wer die Interessen seines Gewerbes am nachdrücklichsten vertritt, der ist der größte Staatsmann? Und damit er an der Stange bleibt, müssen seine Privatinteressen mit den Interessen des von ihm vertretenen Gewerbes verbunden bleiben? Ein Kanzler ohne Ar und Halm ist verdächtig, die Interessen der Allgemeinheit über die landwirthschaftlichen Interessen zu stellen, deshalb taugt er nicht zum obersten Berath der Krone. Er sollte auch keine festen Bezüge haben, er sollte auf Lantieme gestellt sein, wie der Verwaltungsrath einer Aktiengesellschaft.

Ist das die staatliche Moral *fin de siècle* oder die Raubrittermoral des Mittelalters?

Ih. Barth.

### In eigener Sache.

Nicht gern nimmt man in persönlichen Dingen vor der Oeffentlichkeit das Wort. Indes immer ist dies nicht zu vermeiden, und ich halte unter den obwaltenden Umständen es angezeigt dies zu thun. Die von der Pariser Akademie mir durch die Ernennung zu ihrem auswärtigen Mitglied erwiesene Ehre hat die französische oder vielmehr Pariser Presse zu einem Ausbruch des Patriotismus veranlaßt, wovon mir die Belege in Artikeln wie es scheint so ziemlich sämmtlicher dort erscheinender Tageblätter vorliegen. In diesem Charivari selbst mir Gehör zu verschaffen, würde vergebliche Mühe sein; und ich kann es auch nur richtig finden, daß meine dortigen zahlreichen und werthen Freunde dies ebenso wenig versuchen. *Nous avons une presse immonde*, schreibt man mir, und so weiter. Wir wissen das auch, und unser Urtheil über Menschen und Dinge in Frankreich wird nicht bestimmt durch die Pariser Journale. Hat doch der Walfisch seine Laus; die Franzosen können die korumpirte Presse ihrer Hauptstadt verachten und ertragen und wir sie verachten und regelmäßig sie ignoriren. Aber so weit es sich um verfälschte oder gefälschte Thatsachen handelt, wird es mir wohl gestattet sein, ein für allemal die Dinge richtig zu stellen, alte öfter widerlegte und neu hinzugekommene Unwahrheiten hier zusammenfassend. Einige deutsche Blätter — allerdings, so viel mir bekannt, nur die „Münchener Allgemeine Zeitung“ und die „Kreuzzeitung“ — haben den französischen Kollegen Sekundantendienst geleistet und jene Artikel in abgeschwächter Form wiedergegeben. Auch außerhalb Deutschland habe ich zahlreiche Beziehungen, denen in dieser Beleuchtung vorgeführt zu werden, mir nicht gleichgültig sein kann.

Es wird vielfach behauptet, daß ich bei den Caesar-Studien Napoleons III. theilhaftig gewesen sei. Eine derartige Mitwirkung ist mir allerdings in mündlichen Verhandlungen nahe gelegt worden; ich bin darauf nicht eingegangen und habe eine förmliche Aufforderung dazu verhindert. Ein Kaiser kann ja zugleich Schriftsteller sein; die Grenzen aber zwischen dem Autor und dem Imperator sind schwer zu ziehen und die litterarische Beihilfe behält in diesem Falle immer einen bedenklichen Charakter. Ich habe für die Schriftstellerei des Kaisers nie einen Federzug gethan und noch weniger in seinem Auftrag und auf seine Kosten Reisen ausgeführt.

Es wird weiter behauptet, daß ich zu den deutlichen Gelehrten gehört habe, die den Kaiser in unwürdiger Weise flatterten. Der Kaiser hat mir nicht bloß gesellschaftliche Höflichkeiten erwiesen, sondern, trotz jener thatsächlichen Ablehnung, mir die Vergünstigung gewährt, jede Handschrift der Pariser Bibliothek ohne offizielle Vermittelung direkt erbitten zu dürfen, was mir bei meinen Arbeiten von wesentlichem Nutzen gewesen ist. Darauf habe ich ihm gedankt; in welcher Weise dies geschehen ist, zeigt mein Schreiben an ihn, das nach seinem Sturz gefunden und mit den übrigen Papieren aus den Tuilerien veröffentlicht worden ist. Als mir nach dem Kriege der gleiche Vorwurf in Deutschland gemacht ward, habe ich ihn beantwortet durch Einrückung der deutschen Uebersetzung dieses Schreibens in die „Preussischen Jahrbücher“.

Es wird behauptet, daß ich vom Kaiser Napoleon eine Pension bezogen habe. Ich habe niemals weder aus einer französischen Staatskassa noch aus der kaiserlichen Privatkassa Geld empfangen. Als der Kaiser die Werke Borghesis herausgab und zu diesem Behuf die Korrekturbogen verschiedenen Gelehrten zur Durchsicht und Adnotirung mittheilen ließ, habe ich mich unter diesen Gelehrten befunden und die Arbeit gethan, das Honorar aber, welches dafür angeboten ward, abgelehnt. Von der eigenen Regierung hätte ich es selbstverständlich angenommen; von einer auswärtigen Regierung sich bezahlen zu lassen, ist der Mißdeutung ausgesetzt und gefährlich.

Daß ich im August 1870, als in Italien die Wage schwankte zwischen dem Anschluß an Deutschland oder an Frankreich, veranlaßt worden bin, in einem gedruckten Aufruf an die Italiener sie von dem letzteren abzumahnen, ist bekannt. Leichtem Herzens ist dies nicht geschehen. Sowohl bei der Leitung des akademischen Inschriftenunternehmens wie durch vielfältige und enge persönliche Verhältnisse waren meine Beziehungen zu den Pariser Kreisen mir von hohem Werth, und ich wußte schon damals sehr genau, was ich mit diesem Schritt aufgab, kann es auch dem Franzosen keineswegs verdenken, daß er einen solchen Angriff schwerer empfindet und vergißt als die Kugel aus dem Zündnadelgewehr. Aber was kam im August 1870 auf die Inschriftenarbeit und auf internationale Freundschaft an? Ich bin nicht naiv genug, um mir einzureden, daß jener Zeitungsartikel irgend eine Wirkung auf die Geschichte des Krieges ausgeübt habe; aber wie der einzelne Soldat seinen Schutz abgibt, ohne zu fragen, ob er überflüssig sei, so thut in solchen Zeiten ein jeder, was ihm im Dienst des eigenen Landes zu thun rätlich scheint, ohne nach den weiteren Folgen zu fragen.

Es wird behauptet, daß ich während der Belagerung von Paris an einer Berliner Petition an Feldmarschall Moltke um Eröffnung des Bombardements mich theilhaftig oder auch sie veranlaßt habe. Ich weiß nicht, ob dem Feldmarschall jemals ein solcher unerbetener Rath von Berlin aus ertheilt worden ist; was mich betrifft, ist die Erzählung nicht bloß verfälscht, sondern vollständig falsch.

Es wird behauptet, daß nach dem Kriege ich im Namen unserer Akademie mich an die Pariser gewendet habe mit der Anfrage, ob sie das Inschriftenwerk auch ferner zu unterstützen beabsichtige. Dies ist ebenfalls eine Fälschung, schon darum, weil die Kosten dieses Werkes durchaus von unserer Akademie bestritten worden sind und keine auswärtige Subvention jemals dafür stattgefunden hat. Allerdings sollten die Inschriften des französischen Herrschaftsgebietes von einem Mitglied der französischen Akademie, dem verstorbenen Herrn Renier in Verbindung mit deutschen Gelehrten bearbeitet werden. Daß nach dem Kriege dieses Zusammenarbeiten in Begliff kommen mußte, lag auf der Hand; indeß war es unumgänglich, an Herrn Renier die Frage zu richten, ob er die Arbeiten so, wie sie angelegt waren, fortzuführen gedenke. Diese Frage habe ich gestellt und als sie verneint ward, die Arbeiten durch deutsche Gelehrte ohne französische Mitwirkung ausführen lassen.

Endlich pflegt behauptet zu werden, daß ich nach dem Kriege die französische Nation insultirt habe. Durch ein

langes litterarisches Leben hindurch habe ich es mir stets zum Geſetz gemacht, in wiſſenſchaftlichen Fragen nur mit den Perſonen mich auseinanderzuſetzen und die Applikation der Fehler, die ja jede Nation hat, auf den einzelnen Schriftſteller zu vermeiden; ſie verlegt eben die Seiten, die von dieſen Nationalfehlern ſich befreit haben, und iſt häufig ungerecht und immer ſchädlich. Was mit jenem Vorwurf gemeint iſt, wenn dabei überhaupt an eine beſtimmte Thatſache gedacht wird, bekenne ich, nicht zu wiſſen. Ein einziges Mal, in der Vorrede zu dem 1873 erſchienenem dritten Bande der Inſchriftenſammlung habe ich mich öffentlich ausgeſprochen über die ſchwere Schädigung, welche der deutſch-franzöſiſche Krieg den wiſſenſchaftlichen Arbeiten zugefügt hat: orbe terrarum interim convulso nationibusque divulsis plerique eorum quorum munificentia et amicitia prima potissimum hujus syllogae pars nitet, ex amicis nostros facti sunt, ex hostibus inimici. Gewiß habe ich, wie jeder Deutſche, mich unſerer großen Erfolge gefreut und neben dieſen verſchwinden alle mit denſelben verknüpften Unannehmlichkeiten und Schädigungen. Aber wenige ſind in der Lage geweſen, das ſchwere Unglück des dauernden nationalen Konflikts tiefer zu empfinden als ich. Bei der ehren- und dornenvollen Aufgabe, welche mir durch die Leitung des akademiſchen Inſchriftenwerkes erwuchs, habe ich es als ein beſonderes Glück empfunden, daß dieſes Unternehmen, welches der Sache nach von der geſamten Gelehrtenwelt ausgeführt werden mußte und bei dem die ſogenannten Herausgeber nicht viel mehr ſind als der Redakteur bei dem Journal, in hervorragender Weiſe geeignet war, die internationalen litterariſchen Beziehungen zu beleben und zu feſtigen, und in fünfzehn-jähriger Arbeit habe ich den Segen und die Freuden ſolcher Zusammenwirkens erfahren. Die Haltung Frankreichs iſt in dieſer Hinſicht von ſo entſcheidender Bedeutung, daß damals der Bruch zwischen den beiden Nationen dem Begraben ſolcher Hoffnungen nahe kam. Das hat auch ertragen werden müſſen; — jezt beſſern ſich die Dinge —; aber von dem Subel darüber bin ich ſtets weit entfernt geweſen, und von dem ſchweren ſittlichen Vorwurf des Hohnes gegen die Beſiegten weiß ich mich völlig frei.

Theodor Mommen.

### Hans Viktor von Unruh.

Ein General aus altadligem Geſchlecht, der in den Freiheitskriegen mit Auszeichnung gedient hat, widerräth ſeinem Sohne, welcher der Familientradition folgend Offizier werden will, dieſe Laufbahn einzuschlagen, die in einem vorausſichtlich (und die Vorausſicht iſt eingetroffen) langen Frieden nicht lohnend ſein werde. Der junge Mann folgt dieſem Rath und widmet ſich dem Bauſach. Er macht ein ſo glänzendes Examen, daß Schinkel ihn ſofort zu ſich als Hilfsarbeiter in das Miniſterium ziehen will; dieſe Ausſicht lockt ihn für einen Augenblick, aber ſchnell bejnimmt er ſich und erklärt, daß es für ihn größeren Reiz habe, nützliche Waſſerbauten auszuführen, als ſchöne Pläne für Prachtgebäude zu zeichnen, von denen er nicht weiß, ob ſie zur Ausſührung kommen werden. Er tritt in den Staatsdienſt ein, verläßt ihn aber ſehr früh, um in dem bürgerlichen Erwerbſleben einen ausgedehnten Thätigkeitskreis zu finden. Er thut dieſen Schritt vor dem Jahre 1848, alſo zu einer Zeit, wo der Beamtenſtand noch als eine durch Weiſheit bevorzugte Kaſte galt. Er baute die erſten Eifenbahnen in Preußen, die erſten großen Eifenbahnbrücken, richtete Gaſsanſtalten ein, ward der Leiter einer großen Maſchinenfabrik und gelangte durch ſeine Thätigkeit bei nie angezweifelter Redlichkeit zu ſolidem Wohlſtand.

Ein ſolcher Mann wird ſich leicht das Vertrauen erwerben, daß er mit klarem Blick und ohne Vorurtheile zu ſehen vermag. Und wenn ſich mit dieſem klaren Blick eine unbeſchränkte Wahrheitsliebe verbindet, wenn er in Folge

der Liebenswürdigkeit ſeiner Perſönlichkeit einen ausgedehnten Kreis von Freunden unter einflußreichen Männern hat, gelegentlich auch einmal in den Vordergrund der Ereignisse gedrängt wird, ſo läßt ſich vorausſehen, daß die Aufzeichnungen, die er über ſeinen Lebensgang macht, einen großen Reiz haben werden. Das trifft zu für die „Erinnerungen aus dem Leben von Hans Viktor von Unruh (Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt).“

Als Grabow das Präſidium der preußiſchen Nationalverſammlung niedergelegt hatte, wurde Unruh an ſeine Stelle gewählt und hat dieſes Amt innebehalten, bis die Verſammlung mit Bajonetten auseinandergetrieben wurde. Er hatte ſich keinen Täuschungen darüber hingegeben, weder daß die Verſammlung ſchwere Fehler gemacht hatte, noch daß ihr ein ſolches Geſchick bevorſtehe. Er hat ſich beſtrebt, ſie vor Fehlern zu behüten, es aber dann für eine Ehrensache gehalten, bei ihr auszuharren. In einem anderen Lande, etwa in England oder Frankreich, würde man einen Mann wie Unruh der gemäßigt konſervativen Partei zugehört haben; in Preußen, wo der Name der Konſervativen von einer Partei usurpirt worden iſt, die mehr als eine andere an grundſtützenden Neuerungen im Staate zur Förderung ihrer Privatinteressen arbeitet, galt er als Demokrat, als Unruhiſtifer, als Königs- und Vaterlandsſeind und wurde demgemäß behandelt. Man kann es nicht ohne eine heftige Aufwallung des Unmuths leſen, wie der Miniſter von der Heydt zu den bedenklichſten Mitteln griff, um ihn aus Privatſtellungen zu entfernen, in denen er ſein Brot gefunden hatte, wie er ihn dann umſchmeichelte, als er glaubte, ſich ſeiner bedienen zu können, und ſchließlich die Verfolgungen wieder aufnahm, als er ſich in ſeinen Erwartungen getäuſcht ſah.

Guſtav Freytag hat mit Vorliebe das Bild des guten Bürgers gezeichnet, der, geſtützt auf die eigene Kraft, etwas vorwärts bringt, ſich ſelbſt ein behagliches Dafein ſchafft, indem er dem gemeinen Wohle nützt, aber nicht in der Verfolgung ſeiner Privatinteressen aufgeht, ſondern für Kunſt und Wiſſenſchaft, iowie für das Staatsleben Sinn hat und dabei eine ſtolze Unabhängigkeit ſich bewahrt. Das Muſter eines ſolchen Bürgers iſt Unruh trotz ſeiner aristo-kraſtiſchen Abkunft geweſen, und er hätte einem Künſtler, der den Chef der Ehrenfirma L. D. Schröter darſtellen wollte, ſehr wohl als Modell dienen können. Die Unternehmungen, die er begonnen hat, haben ſämmtlich guten Fortgang gehabt. Die Elbbrücke zwischen Magdeburg und Wittenberg ſteht feſt, die Kontinentalgaſeſellſchaft in Deſſau iſt ein heute noch blühendes Unternehmen, die Pflugiſche Wagenbaugeſellſchaft, welche er in ein Aktienunternehmen verwandelte, hat ſich eines guten Rufes erfreut und wurde in vortheilhafter Weiſe liquidirt, als Berlin aufgehört hatte, der naturgemäße Standort für ſolche Induſtrien zu ſein. Niemand hat daſjenige, was er unternahm, in Verbindung gebracht werden können mit der Erſcheinung, die man als Gründungsſchwindel brandmarkt.

Was man einen Berufsparlamentarier zu nennen pflegt iſt Unruh nie geweſen. Im Jahre 1848 hatte ihn die Bewegung in die politiſche Thätigkeit hineingeworfen und an einen Platz geſtellt, nach welchem er kaum geſtrebt hatte, den er aber mit Ehren ausfüllte; wie alle liberalen Achtundvierziger zog er ſich dann aus dem politiſchen Leben zurück, um erſt im Jahre 1862 wiederum in daſſelbe einzutreten. Im Plenum war er ein Redner, der das, was er zu ſagen hatte, verſtändig auszudrücken wußte, aber auf oratoriſchen Schwung verzichtete; im Schöße der Fraktion wurde auf ſein Wort ſehr gehört, zumal in wirthſchaftlichen Fragen. Er war nicht durch theoretische Studien, ſondern durch ſeine geſchäftlichen Erfahrungen zu den Ueberzeugungen der Freihandelsſchule gedrängt worden, und wußte ſie, nicht mit ſcharſinnigen Deuteleien, aber mit einem ungewöhnlich breiten Menſchenverſtande zu vertheidigen. Er war Gegner gewaltſamer ſchutzöllneriſcher Experimente, Gegner der Zettelbankfreiheit und Anhänger eines ſoliden Geldweſens, wie es allein durch die Goldwährung herbeigeführt werden kann.

Nach dem Kriege von 1866 wurde Unruh einer der Begründer der nationalliberalen Partei; vielleicht darf er sich als ihren Stifter bezeichnen. Er hatte kein Verständniß für das Streben der Waldeck und Hoyerbeck, die Reichsverfassung abzulehnen. Er trat in jener Zeit dem Fürsten Bismarck sehr nahe und hat die Verdienste, die dieser sich um die Gründung des Deutschen Reiches erworben, voll zu würdigen verstanden. Aber der Herausgeber seiner Erinnerungen irrt, wenn er ihn aus diesem Grunde als einen überzeugten Bismarckianer hinstellt. Wenn Unruh im Jahre 1880 noch im öffentlichen Leben gestanden hätte, würde er die Seccession mitgemacht haben, weil er sah, daß die nationalliberale Partei von ihren ursprünglichen Wegen abgewichen war. Wenn er heute noch lebte, würde er der freisinnigen Vereinigung angehören. Daß er am 4. September 1879 sein Mandat plötzlich niederlegte, ist nicht aus Gesundheitsrücksichten allein zu erklären, sondern daraus, daß die damals eingetretene Schwenkung in unserer Politik ihm die Freude am politischen Leben veräußerte.

Zu der deutschen Geschichte von 1862 bis 1879 liefern seine Lebenserinnerungen einen werthvollen Beitrag. Was in denselben schlechtthin neu ist, würde sich auf wenigen Seiten zusammenfassen lassen. Aber daß er das Bekannte in einem Tone darstellt, aus welchem das *quorum pars magna fui* heraus klingt, gibt seiner Darstellung ein reizvolles Kolorit.

Seine Erzählung bestärkt mich in der lange gehegten Ueberzeugung, daß der Zeitraum von 1862 bis 1866 die größte Epoche in dem Leben des Fürsten Bismarck ist, und daß seine Thätigkeit in dieser Zeit ihn neben die größten Staatsmänner aller Zeiten stellt. Eine so kraftvolle Persönlichkeit bedurfte ungewöhnlicher Schwierigkeiten, um das Gleichgewicht zwischen Kraft und Last herzustellen, und sobald diese Schwierigkeiten geschwunden waren, ging das Gleichgewicht zwischen Kraft und Last verloren, nicht in einem plötzlich eingetretenen Augenblicke, sondern allmählich, fast unmerkbar, und es trat jener Mangel an *Sophrosyne* ein, für welchen die neuesten Reden in Friedrichsruh einen unwiderleglichen Beweis liefern. In jener Zeit hatte Fürst Bismarck gleichzeitig zu kämpfen mit der mangelnden Entscheidung des Königs, mit dem Widerstand der Volksvertretung, mit dem offenen Feinde, der sich ihm an der Königsau entgegenstellte, mit der verkappten Feindschaft des scheinbaren Bundesgenossen an der Donau, mit der Eifersucht Europas. Alle diese Widerstände so überwunden zu haben, wie er es gethan hat, bleibt unvergänglichen Ruhmes würdig. Aber von diesen Hindernissen schwand eines nach dem andern; Fürst Bismarck wurde ein allmächtiger Mann und das hat er so wenig vertragen, wie irgend ein Großer vor ihm. Zeitlich stehen die letzte heilsame That Bismarcks und seine erste unheilvolle That, die Begründung des deutsch-österreichischen Einvernehmens und die Einleitung der Interessenpolitik, hart neben einander.

Zwei einzelne Punkte möchte ich noch hervorheben. In dem deutsch-österreichischen Kriege haben sich Vogel von Falkenstein und Steinmetz Lorbeeren erworben; beide sind unter Zeichen der Ungnade vom Schauplatz verschwunden. Unruh erklärt dies in folgender Weise: Falkenstein hatte im Jahre 1866 den Auftrag, sich mit seiner ganzen Macht auf das bayerische Heer zu werfen; statt dessen entschloß er sich zu jenen Kreuz- und Querzügen, die er selbst später im Reichstage als „Abenteuer“ bezeichnet hat, und die ihm zwar den Ruf eines glänzenden Troupiers verschafft haben, aber strategisch und politisch tadelnswerth waren. Steinmetz hat es bei Spichern zu unnötigem Blutvergießen kommen lassen. Die von ihm angegriffenen Stellungen würde der Feind einige Tage später von selbst geräumt haben und er hat auch gegen seine Instruktionen gehandelt.

Ueber Franz Ziegler fällt Unruh ein Urtheil, welches ich für sehr verfehlt halte. Er legt ihm unter, daß er im Jahre 1848 nur aus verfehlter politischer Spekulation sich der Demokratie angeschlossen habe, dann aber aus Ehrhaftigkeit ihr treu geblieben sei. Franz Ziegler hatte im persönlichen Verkehr stark aristokratische Neigungen, und

wenn man den Ausdruck gestatten will „Mücken“; seine politischen Anschauungen waren demokratisch und so aus einem Gusse, daß man an ihnen nicht zweifeln kann.

Die Hinterbliebenen Unruh's haben die Herausgabe des Werks dem Herrn von Poschinger anvertraut; dieser hat es mit einer Reihe von ungehörigen, zum Theil sogar böswilligen Anmerkungen verziert, so daß man ihm zuweilen zurufen möchte: *Taisez-vous, jeune homme!*

Alexander Meyer.

## Die Wahlen in Italien und das Ministerium Crispi.

Am 11. Dezember vorigen Jahres lehnte die italienische Kammer mit 239 gegen 24 Stimmen den Antrag des Abgeordneten Bonghi ab, nach dem die von Giolitti auf den Tisch des Hauses gelegten Dokumente ihrem Sammler zurückgegeben werden sollten und nahm den von Cavallotti und Coppino eingebrachten Antrag an, der die Wahl einer Kommission von fünf Mitgliedern der Versammlung zur Prüfung dieser Dokumente verlangte. Am 13. Dezember erstattete der Abg. Damiani, ein Landsmann und einer der nächsten Freunde des Ministerpräsidenten, Bericht über den Inhalt der Dokumente, die seitdem unter dem Namen „Blico Giolitti“ eine traurige Berühmtheit erlangt haben, und stellte im Namen der Kommission den einstimmig von ihr beschlossenen Antrag, hundertundzwei Briefe der Frau Lina Crispi an ihren Hausmeister, die einen rein privaten Inhalt hätten, der Schreiberin zurückzugeben, die anderen Dokumente aber drucken und vertheilen zu lassen. Dieser Antrag der Kommission wurde mit ebenso großer Mehrheit angenommen wie die Anträge vom 11. Dezember. Zwei Tage später, an einem Sonnabend, wurde der „Blico Giolitti“ vertheilt und erwies sich als eine Sammlung von Kopien und Auszügen aus gerichtlich beschlagnahmten Aufzeichnungen des Direktors und Kassirers der Banca Romana sowie von Briefen, die dem Ministerpräsidenten Giolitti Auskunft über die Beziehungen politischer Persönlichkeiten zu den Emissionsbanken erteilten. Auf den ersten Blick erkannte man, daß die Sammlung lediglich angelegt war, um den Verdacht zu erwecken, daß Crispi seinen politischen Einfluß verkauft habe; denn auf jeder Seite stand sein Name und der seiner Gattin in Verbindung mit namhaften Summen, die ihnen von der Banca Romana meist auf unbestimmte Zeit kreditirt worden waren. Es bemächtigte sich der Kammer nach der Vertheilung dieses Aktenstückes eine große Aufregung. Die Anklage, so behauptete man, dürfe nicht ohne Antwort bleiben; die Kammer müsse sich von ihr reinigen; die Angegriffenen müßten das Recht haben, sich zu vertheidigen und die Schuldigen müßten gebrandmarkt werden. Die Einen verlangten deshalb die sofortige Diskussion des eben zur Vertheilung gelangten Aktenstückes, die Andern wollten sie auf den nächsten Tag verschoben wissen. Die Meinung Jener brachte ein Antrag Sambriani-Cavalotti-di Rudini zum Ausdruck. Es fand sich für ihn eine Mehrheit von 188 gegen 179 Stimmen, da aber für eine sofortige Aenderung der Tagesordnung eine Zweidrittelmajorität erforderlich ist, so wurde gemäß dem Antrag des Abg. Guicciardini beschloffen, am Sonntag die Diskussion über den Blico Giolitti zu eröffnen. Am Abend desselben Tages erschien in der „Gazzetta ufficiale“ ein königliches Dekret, durch das die Kammer vertagt wurde, begleitet von einem Berichte des Ministerpräsidenten, in welchem das Parlament beschuldigt wurde, unter Führung „eines Häufleins von Tumultuanten“ durch Skandale die parlamentarischen Verhandlungen unterbrochen und jede fruchtbare gesetzgeberische Thätigkeit unmöglich gemacht zu haben.

Man muß sich diese Ereignisse vergegenwärtigen, wenn man das Ergebnis der Wahlen vom 26. Mai und der

Sichwahlen vom 2. Juni richtig verstehen will. Aus ihrem Zusammenhange ergibt sich, daß die Kammer nicht deshalb vertagt und aufgelöst wurde, weil die Regierung in ihr nicht mehr über eine Majorität verfügte. In keiner einzigen Abstimmung war die Regierung unterlegen. Auch die verhängnisvollen Beschlüsse vom 15. Dezember waren erst gefaßt worden, nachdem der Ministerpräsident erklärt hatte, daß die Regierung gegen eine Diskussion des Plico Giolitti nichts einzuwenden habe, und weder aus der Form noch dem Ton dieser Erklärung konnte irgendein Abgeordneter schließen, daß Crispi, als er sie abgab, bereits die Vertagung der Kammer beschlossen hatte, und es ihm aus diesem Grunde gleichgültig sein konnte, ob die Kammer die Diskussion über die ihn belastenden Dokumente eröffnen wollte. Eine große Anzahl von Abgeordneten hat die Erklärung Crispi's für baare Münze gehalten und in der Hoffnung für den Antrag Guicciardini gestimmt, daß der Ministerpräsident aus der Diskussion über den Plico siegreich hervorgehen würde. Die Vertagung und Auflösung der Kammer erfolgte nicht, weil Crispi fürchtete, in der Diskussion, die bevorstand, zu unterliegen, sondern weil er die Diskussion über seine Moralität überhaupt vermeiden wollte, weil er die Tribüne des Parlamentes nicht für den geeigneten Ort hielt, eine aus den unlautersten Quellen in gehässiger Absicht veranstaltete Urkundenammlung eines politischen Gegners zu prüfen und weil er verhindern wollte, daß das „Häuflein Tumultuanten“ ihn in öffentlicher Sitzung mit Beleidigungen überhäufe. In der im Theater Argentina kurz vor den Wahlen gehaltenen Rede hat Crispi selbst unverblümt durch diese Gründe die Auflösung der Kammer gerechtfertigt. Ich habe in der „Nation“ bereits die Ansicht vertreten, daß diese Beweggründe gebilligt werden müssen, weil im Allgemeinen ein gerechtes Urtheil über die Moralität ihrer Mitglieder von einer politischen Versammlung nicht erwartet werden kann und weil im Besonderen alle Versuche, moralische Defekte öffentlicher Persönlichkeiten durch das Parlament zu brandmarken und der Verachtung der öffentlichen Meinung preiszugeben, in Italien kläglich gescheitert sind.\*) Aber diese Ansicht wird offenbar in Italien nicht getheilt. Sie ist noch vor den Wahlen durch zwei Urtheile des obersten Gerichtshofes im Lande, gegen die eine Appellation nicht möglich ist, für falsch erklärt worden. Diese Urtheile, die sich aus einer Fülle von juristischen Sophistereien zusammensetzen, haben vermöge einer gewaltigen Auslegung der Verfassung zum Rechtsgrundsatz erhoben, daß für alle von Ministern während ihrer Amtsführung begangenen Straftaten, auch für die, welche das Strafgesetz vorsieht, und auch für solche Vergehen, die von Exministern begangen werden, wenn sie nur in einem noch so entfernten Zusammenhang mit ihrer einstigen ministeriellen Thätigkeit stehen, das Parlament die kompetente Anklagebehörde und der Senat der kompetente Gerichtshof ist. Nach diesem Rechtsgrundsatz hat der Kassationshof entschieden, daß drei von den vierzehn Strafanträgen, die gegen Giolitti auf Grund seines Plico gestellt worden sind, zweifellos und ausschließlich der Kompetenz der Kammer als Anklagebehörde und der Kompetenz des Senats als Gerichtshof unterliegen, und die Kammer allein klar zu stellen habe, ob die anderen elf Strafanträge an die ordentlichen Gerichte zu verweisen seien.\*\*) Mit diesen Urtheilen hat der oberste Gerichtshof des Königreiches das Verfahren des Ministerpräsidenten ebenso scharf verurtheilt, wie die viel geschmähte

\*) S. „Nation“ vom 12. Januar 1895.

\*\*) Die Urtheile des Kassationshofes sind vielfach mißverstanden worden. Auch Männer, die seit Jahren im öffentlichen Leben stehen, haben mir gegenüber die Ansicht geäußert, daß der Kassationshof der Kammer nur das Recht zugestanden habe, dem Staatsanwalt die Erhebung der Anklage zu gestatten oder zu verweigern; andere behaupten, der Kassationshof habe die Entscheidung des Kompetenzkonfliktes, die doch gerade ihm obliegt, dem Parlament überwiesen. In Wahrheit eruiert das Urtheil das Parlament zum Staatsanwalt in drei von den vierzehn gegen Giolitti erhobenen Klagen und weist ihm für die elf anderen die Entscheidung des Kompetenzkonfliktes zu. Daran löst der Wortlaut der Entscheidungen keinen Zweifel. Ich führe ihn nur deshalb nicht wörtlich an, weil er Spalten füllen würde.

Koalition der oppositionellen Parteien, die gleich nach der Vertagung der Kammer unter dem Voritze des Marchese di Rudini in dem rothen Saale von Montecitorio ihr großes Meeting veranstaltete. Crispi hatte erklärt, daß der Beschluß, den Plico Giolitti zu diskutieren, ein subversives Unterfangen sei, zu dem die Kammer kein Recht habe, und hatte das Parlament für diese Sünde zum Tode verurtheilt. Der Kassationshof erklärt: Gerade das Parlament allein hat das Recht, dieses Aktenstück zu diskutieren. Crispi sagte in seiner Wahlrede: das Parlament wollte seine Rednerbühne zu einem Katheder der Verleumdung machen, als es beschloß, den Plico Giolitti zu diskutieren. Der oberste Gerichtshof erklärt: gerade auf der Rednerbühne des Parlamentes muß festgestellt werden, ob im Plico Giolitti Verleumdungen enthalten sind. Es läßt sich ein schärferer Gegensatz nicht denken. Der oberste Gerichtshof hat dem Ministerpräsidenten in seinem Konflikt mit der Kammer Unrecht gegeben. Wer daran noch hätte zweifeln können, dem mußte ein Blick in die Zeitungen belehren: Die oppositionelle Presse frohlockte über die Entscheidungen des Kassationshofes, die ministerielle verdammt sie mit den stärksten Ausdrücken.

In der Zeit der Wahlvorbereitung, die fast sechs Monate dauerte, hat die Regierung noch weniger als die Opposition gethan, um die mit den oben genannten Motiven der Kammerrückbildung gegebene Fragestellung zu modifiziren. Die Wähler sollten, wohl gemerkt, nicht über die moralische Befähigung des Staatsoberhauptes ihr Urtheil fällen, sondern sie sollten dieselbe Frage, die der oberste Gerichtshof schon zu Ungunsten des Ministeriums entschieden hatte, beantworten, die Frage, ob das Parlament, statt sich mit nützlicher Gesetzesarbeit zu befassen, nochmals die noch nie vom Erfolge gekrönte Herculesarbeit der moralischen Säuberung des Parlamentes in Angriff nehmen solle. Viele Wähler werden sich allerdings bei der Entscheidung dieser Frage von ihrer Ansicht über den Charakter des Ministerpräsidenten haben leiten lassen. Aber die Mehrheit hat ohne Zweifel gar nicht erwägen wollen, ob Crispi unlauterer Handlungen schuldig sei oder nicht. Sonst wäre das Wahlergebniß wohl ein anderes gewesen. Man ist des politischen Skandals auch im Lande müde geworden. Wähler, die an die von der Opposition erhobenen Vorwürfe gegen Crispi glauben, haben für Abgeordnete gestimmt, die sich ihnen als ministerielle bezeichneten; und viele Abgeordnete, die den Minister nicht für das Musterbild eines Ehrengemannes halten, sind jetzt entschlossen, ihn zu unterstützen.

Niemals war eine Wahlbewegung so arm an politischen Gedanken. Kein einziger Minister hat ein Programm entwickelt, und der Ministerpräsident hat in seiner von einem maßlosen Selbstbewußtsein erfüllten Wahlrede\*) angeklagt und sich vertheidigt, als wollte er kurz vor der Wahl noch einmal die Wähler darauf hinweisen, daß sie nur über jene Frage ihr Urtheil zu fällen hätten. Und auch von den Rednern der Opposition haben nur wenige, wie Rudini und Luzzatti, auseinandergesetzt, welche wirtschaftlichen, welche sozialen Gedanken und Grundsätze sie im Parlament vertreten werden. Was Crispi im Theater Argentina von der Kammer sagte, die er aufgelöst hat, daß sie schon bei der Geburt desorganisiert gewesen sei, weil die Wähler im Jahre 1892 nicht berufen worden seien, um über ein Programm abzustimmen, das gilt in viel höherem Grade von dem Parlament, das am 10. Juni zusammengetreten ist. Es gibt in diesem Parlament außer den Radikalen und Sozialisten\*\*) keine politischen Parteien mehr, sondern nur Individuen, von denen Einzelne, welche die

\*) Er sagte z. B., nachdem er den Zustand Italiens bei seinem Regierungsantritt mit den schwarzesten Farben gezeichnet hatte: „In diesem schmerzlichen Augenblick richtete Italien seine Blicke auf mich und hofft.“

\*\*) Man hat den Sieg der Sozialisten besonders in den sozialistischen Organen Deutschlands ungeheuer übertrieben. Es sind im Ganzen 13 Sozialisten gewählt worden, und unter ihnen vier, die im Gefängniß sitzen, deren Wahl also annullirt werden muß. Daß sie acht Sitze gewonnen haben, ist die Folge der Reaktion gegen die Ausnahmegesetze und ihre harte Anwendung.

Beweggründe, die zur Auflösung der Kammer geführt haben, billigen, sich ministeriell nennen und Andere, welche diese Motive verurtheilen, sich zur Opposition bekennen. Unter jenen sowohl als unter diesen befinden sich Abgeordnete aller Parteischattirungen. Die Wahlen vom 26. Mai haben die alten schon zerbröckelnden Parteien vollends aufgelöst, ohne auf Grund neuer politischer Gedanken neue Parteien zu schaffen. Die sich als ministeriell bezeichnende Mehrheit ist eine Mehrheit über eine einzige Frage, deren Beantwortung noch dazu, weil sie viel zu spezieller Natur ist, von der politischen Parteistellung ganz unabhängig ist. Mehr noch als ihrer Vorgängerin fehlen ihr die Voraussetzungen zu einer gedeihlichen Thätigkeit, und daß die politischen Grundsätze des Ministeriums Crispi in ihr eine sichere Mehrheit gefunden haben, ist sehr unwahrscheinlich. Denn — und darauf ist, so viel ich weiß, weder in Italien noch im Ausland hingewiesen worden — der Schwerpunkt dieser Kammer liegt weit mehr nach rechts als der der vorigen. Es ist natürlich, daß gerade die konservativen Elemente der Bevölkerung die dem Lande vorgelegte Frage im Sinne der Regierung beantwortet haben. Denn diese, die man in Italien die Gemäßigten nennt, sind ihrer Natur nach keine Freunde jener Scandale, um deren Vermeidung willen die Kammer aufgelöst worden war. Darum befinden sich unter der sich als ministeriell bezeichneten Mehrheit viel mehr Abgeordnete, die den politischen Grundsätzen des Marchese di Rudini huldigen als in der Mehrheit, mit welcher das Ministerium anderthalb Jahre regiert hat. Das Haupt des Ministeriums aber ist aus der Linken hervorgegangen, und bei der starken Persönlichkeit Crispi's empfangt es von ihm und nicht von seinen der Rechten angehörenden Mitgliedern das Gepräge. Wenn deshalb die sogenannte moralische Frage erledigt ist, wenn die Budgets diskutiert sind und die gesetzgeberische Arbeit wieder beginnen kann, dann wird diese Mehrheit auseinanderfallen. Die gemäßigten Liberalen sind die Sieger in diesem Wahlkampf, und sie befinden sich nur zeitweilig nicht in der Opposition. Wer nicht nur die nächste Zukunft ins Auge faßt, der wird die baldige Rückkehr der Rechten an die Regierung nicht nur für möglich, sondern für wahrscheinlich halten.

Aber hat Crispi wenigstens mit der Auflösung der Kammer seinen nächsten Zweck erreicht? Wird das neue Parlament in eine Diskussion der moralischen Frage nicht eintreten?

Von den 508 Abgeordneten, die Crispi mit den größten Schmähungen überhäuft hat, die wohl jemals von einem Minister gegen eine Volksvertretung geschleudert worden sind, wird er fast vierhundert wiedersehen und unter ihnen vollzählig jenes Häuflein Tumultuanten, dem er in seinem Bericht zum Verfassungskonkordat die Schuld an der parlamentarischen Misere zuschrieb. Dieses Häuflein kehrt nicht nur vollzählig, sondern durch Gesinnungsgenossen, deren leidenschaftliches Temperament eine neue Gefahr für die Sachlichkeit der Verhandlungen in sich birgt, nach Montecitorio zurück. Das halbe Jahr erzwungenen Stillschweigens hat den Groll dieses Häufleins nur vergrößert; es ist nur von dem einen Wunsch beseelt, die Beratungen da wieder aufzunehmen, wo sie am 15. Dezember gewaltsam abgebrochen wurden. Und es erscheint mit einem neuen mächtigen Bundesgenossen, dem obersten Gerichtshofe, im Felde.

Es scheint mir unter diesen Umständen nicht möglich, daß der Zweck, zu dem das italienische Volk an die Urnen gerufen wurde, erreicht wird. Auch vor den Wahlen war es eine Minorität, die den Gang der Verhandlungen störte, die den Ministern Beleidigungen an den Kopf warf, die darauf brannte, Crispi vor dem ganzen Lande schimpflicher Handlungen zu überführen. Und diese Minorität ist zurückgekehrt. Ihr Führer, Felice Cavallotti, der, wenn er die Stimme Imbriani's und die Würde Bovio's besäße, wohl der glänzendste Redner des italienischen Parlaments sein würde, hat die langen unfreiwilligen Parlamentsferien dazu benützt, Material zur Biographie Crispi's zu sammeln, und glaubt, daß es ihm gelingen muß, die jüngsten Verdienste des alten Manues im Sündenmeer seiner Vergangenheit zu

erlösen. Er rühmt sich immer wieder, beweisen zu können, daß Crispi sich von Cornelius Herz 50 000 Lire für das Großkreuz des Mauritiusordens habe bezahlen lassen und die pränumerando bezahlte Waare nachträglich nicht einmal geliefert habe.

Er ist entschlossen, da ihn Crispi nicht verklagt, den Wahrheitsbeweis vor der Kammer zu führen. Ein zweiter Plico droht, da der erste noch nicht beseitigt ist.

Darum ist durch die Wahlen die Situation des Ministeriums kaum geändert worden. Die „tumultuariische“ Minderheit ist wieder erschienen. Der Zweck der Wahlen wäre nur erreicht worden, wenn sie verschwunden wäre.

Rom, im Juni.

G. Mühling.

### Arthur James Balfour und sein neuestes Buch.

Plato stellt in seiner Republik für die Verwirklichung des Idealstaates die Forderung auf, daß die Philosophen Herrscher oder die Herrscher Philosophen seien, da nur die Eingebung der königlichen Muse die Idee in die Seele pflanze, die das göttliche Prinzip des Edlen, Gerechten und Guten sei. Wenn wir unter einem Philosophen hier einen Mann verstehen, der nicht ein bloßer Fachmann und Praktiker ist, sondern der über die allgemeinen Fragen des Lebens, über das Was, Wohin und Warum nachgedacht und sich eine Weltanschauung gebildet hat, so kommen die englischen Staatsmänner diesem Ideale herrschender Philosophen vielleicht noch am nächsten.

In Deutschland hat man heute ein starkes Vorurtheil gegen die Theorie, das ebenso ungerecht ist wie die frühere Ueberschätzung derselben, denn die Fehler der bloßen Praktiker sind, wie die neueren Gesetzgebungsversuche in Deutschland zur Genüge zeigen, meist viel schwerwiegender, als die der Theoretiker. Ein Minister, der, wie Gladstone, in Zeitschriften sich mit Professoren herumschlitze oder der gar Zeit fände, Bücher zu schreiben, würde ein allgemeines Schütteln des Kopfes erregen.

Anders hier in England. Man huldigt hier der Ansicht, daß für die höchsten Stellen im Staate die bloße Amtsroutine nicht genügt und gibt Männern den Vorzug, die auch litterarisch den Beweis eines weiteren Gesichtskreises und eines tiefer gehenden Interesses an den großen Fragen der Menschheit, besonders an den philosophischen und religiösen, gegeben haben. So kommt es, daß ein großer Theil der englischen Staatsmänner der letzten Jahrzehnte zugleich schriftstellerisch thätig gewesen ist. Macaulay und Bulwer waren auf beiden Gebieten thätig; Benjamin Disraeli, später Lord Beaconsfield, lenkte zuerst durch seine Romane die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich; Gladstone begann seine Laufbahn, als er nach den Worten Macaulay's noch „die Hoffnung der strengen, unbengjamen Tories“ war, mit einer Broschüre über das Verhältnis von Kirche und Staat und ist seitdem nicht bloß ein streitbarer Theologe geblieben, sondern hat auch mehrere Werke über Homer und noch im letzten Jahre eine Horaz-Üebersetzung veröffentlicht.

Besonders aber das jetzige liberale Ministerium kann in hohem Grade ein litterarisches genannt werden. John Morley, der Staatssekretär für Irland, früher Redakteur der „Pall Mall Gazette“, hat Biographien Voltaire's, Rousseau's, Diderot's und Burke's veröffentlicht. Der Premierminister Lord Rosebery hat ein Leben William Pitt's geschrieben. James Bryce, der Präsident des Board of Trade, ein anerkannter Gelehrter, hat das beste Werk über die Vereinigten Staaten verfaßt; und Sir George Trevelyan, der Staatssekretär für Schottland, bedeutender als Schriftsteller denn als Politiker, hat die Jugend von Charles Fox und das Leben Macaulay's in einigen sehr geschätzten

Büchern behandelt. Auf konservativer Seite ist zuerst Lord Salisbury zu nennen, der lange Zeit ein eifriger Mitarbeiter der „Quarterly“ und der „Saturday Review“ war und der seit Jahren alle seine Mußestunden dem Studium der Chemie widmet. Ihm schließt sich sein politischer Erbe in der Leitung der konservativen Partei an: Arthur James Balfour. Der letztere ist, nachdem er schon im Jahre 1879 eine Schrift über „die Vertheidigung des philosophischen Zweifels“ veröffentlicht hatte, im Anfange dieses Jahres mit einem neuen Werke an die Öffentlichkeit getreten, das den Titel führt: „Die Grundlagen des Glaubens; eine Einleitung zum Studium der Theologie“. Das Buch hat großes Aufsehen erregt und ist in allen großen englischen Zeitschriften eingehend besprochen worden. Der Grund hierfür liegt zum großen Theile natürlich in der Persönlichkeit des Verfassers und dem Thema, das er behandelt. Jeder ist begierig, das Glaubensbekenntniß eines Mannes zu erfahren, der eine so hervorragende Stellung im öffentlichen Leben einnimmt.

Balfour ist wie so viele englische Schriftsteller und Staatsmänner von Ruf — ich nenne nur Macaulay, Carlyle, Gladstone, Lord Rosebery und Sir George Trevelyan — ein Schotte von Geburt. In seiner Vorliebe für theologische Fragen ist er ein echter Sohn seines engeren Vaterlandes. Er ist im Jahre 1848 geboren, also nach englischen Anschauungen noch sehr jung für die Bedeutung, die er erreicht hat. Zu nicht geringem Theile ist dieses rasche Steigen günstigen äußeren Umständen zuzuschreiben. Balfour ist reich und der Nefse des Marquis von Salisbury, des allmächtigen Führers im Lager der Tories. Dem Parla- mente gehört er seit 1874 an. Bald darauf wurde er Privatsekretär Lord Salisbury's, den er im Jahre 1878 auf den Berliner Kongreß begleitete. Im Parla- mente trat er lange Zeit wenig hervor. Er verbarß dort seinen Ehrgeiz und die feurige Energie seines Wesens unter der Maske cynischer Gleichgültigkeit und galt daher als ein blasirter, vom Glücke verwöhnter Aristokrat. Als im Jahre 1880 Lord Beaconsfield bei den Wahlen unterlegen war, und Gladstone die Regierung übernommen hatte, schloß er sich einer kleinen Schaar unzufriedener Tories unter der Führung Lord Randolph Churchill's an, die, wie vor mehr als einem Menschenalter die Jung-England-Partei unter dem jugendlichen Disraeli, den entmuthigten und erschlafften Konser- vativen neues Leben einzuflößen bemüht war. Diese sogenannte „vierte Partei“ bestand nur aus vier Mitgliedern, die aber alle eine bedeutende Rolle zu spielen berufen waren. Sie waren: Lord Randolph Churchill, der im Anfang dieses Jahrs starb, nachdem er für kurze Zeit als Meteor am politischen Horizonte gegläntzt hatte, Sir John Gorst, der Sozialpolitiker der Konservativen, der England auf dem vom Kaiser Wilhelm berufenen sozialpolitischen Kongresse vertrat; Sir Harry Drummond, der seinem Vaterlande als Diplomat dient, und endlich A. J. Balfour, der, obgleich der bedeutendste unter ihnen, doch am wenigsten hervortrat. Diese Männer, vor allen Lord Churchill, übten einen großen Einfluß auf die Torypartei aus, indem sie derselben die Sympathien der großen Massen erwarben und sie auf breiterer demokratischer Grundlage neu organisirten.

Balfour's staatsmännische Laufbahn beginnt mit dem Jahre 1885. In der ersten kurzen Regierung Lord Salisbury's bekleidete er die Stelle eines Präsidenten des Lokalverwaltungsamtes, ohne aber dem Kabinete anzugehören. Als im folgenden Jahre nach der Ablehnung der Home-Rule-Vorlage Lord Salisbury wieder die Zügel der Regierung ergriff, und zwar dieses Mal für einen Zeitraum von 6 Jahren, machte er seinen Nefsen zuerst zum Staatssekretär für Schottland und im Jahre 1887 zum Staatssekretär von Irland mit einem Sitz im Kabinete. Das war Balfour's Gelegenheit. Es war der schwierigste Posten, den er hiermit übernahm. Liberale wie konservative Staatsmänner hatten vergebens versucht, die schwere Aufgabe der Regierung dieses nach den Worten Disraeli's, „an unterdrückter Revolution leidenden“ Landes zu lösen; einer derselben, Lord F. Cavendish, war kurz nach seinem Einzug in Dublin durch Menehelnord gefallen. Und nun waren durch

die Befehlung Gladstone's und des größten Theils seiner Anhänger zu Home-Rule große Hoffnungen in den Iren erweckt worden. Die irische nationale Landliga unter der Führung des energischsten und schlauesten Politikers seiner Zeit, Charles Stewart Parnell, den man nicht mit Unrecht den „ungekrönten König von Irland“ nannte, stand auf ihrem Höhepunkte und setzte der Autorität der Regierung und der Grundbesitzer einen organisirten passiven Widerstand entgegen. Hier sollte nun der neue Staatssekretär als eine Art Diktator mit Ausnahme- und Zwangsgelehen die Ordnung aufrecht erhalten. Fürwahr eine schwere Aufgabe, aber Balfour übernahm sie und führte sie furchtlos durch. Es ging dabei natürlich nicht ohne blutige Zusammenstöße zwischen Polizei und Volk ab, die dann von der irischen und liberalen Presse zu einer zweiten Pariser Bluthochzeit aufgebraucht wurden. Balfour erschien in hundert Karrikaturen als ein kleiner Cromwell, ein blutdürstiger Tyrann, ein wilder Indianer auf dem Kriegspfade, ein toller Hund oder gar als der leibhaftige Teufel. Blutig, feig, brutal waren die gewöhnlichen Beiwörter, mit denen sein Name geschmückt wurde. „Hassen mich die Iren wirklich so, wie ihre Zeitungen jagen?“ fragte er einmal einen katholischen Geistlichen. „Mein werther Herr“, erwiderte dieser, „wenn die Iren den Teufel nur halb so sehr haßten, wie sie Sie haßen, so wäre ich überflüssig“. Aber er ließ sich weder durch die Fluth der Schmähworte, die die Leidenschaft dem leicht erregbaren Volke eingab, noch durch die flammenden Reden Gladstone's einschüchtern, sondern hielt die Gelehen aufrecht und steckte die Uebertreter derselben, mochten es nun Priester und Tagelöhner oder Journalisten und Parla- mentarier sein, kaltblütig ins Gefängniß. So gelang es ihm, die Ruhe, wenn auch nicht die Zufriedenheit, im Lande wieder herzustellen.

Balfour ist eben ein geborener Aristokrat und deshalb verstand er es auch, Irland auf aristokratische Weise zu regieren. Die Autorität betrachtet er fast als etwas Heiliges. Die Iren aber hielt er für unfähig, sich selbst zu regieren, wie hochbegabt sie auch sonst sein mochten. Ihre maßlose Leidenschaftlichkeit ließ sie dem kühlen selbstbewußten Schotten als „politische Kinder“ erscheinen, die als solche behandelt werden mußten. So erwarb er sich die glühende Dankbarkeit seiner Partei und als im Jahre 1891 der biedere W. S. Smith starb, übernahm Balfour unter dem Beifall der Konservativen die Leitung des Unterhauses.

Nun versuchte er es, auch Positives für Irland zu leisten. Er legte dem Parla- mente einen Gelehentwurf vor, der Irland eine ähnliche Lokalverwaltung geben sollte, wie sie England eben durch das Grafschaftsgelehen des Präsidenten der Lokalverwaltung Ritchie erhalten hatte. Aber dasselbe Mißtrauen gegen die Iren, welches ihm so gute Dienste in seiner Zwangspolitik geleistet hatte, ließ ihn hier scheitern. Er umgab die Bestimmungen des Entwurfs mit so vielen Beschränkungen, daß derselbe am Ende Niemanden befriedigte und eines frühzeitigen Todes starb. Dieser und ein anderer vergeblicher Versuch Balfour's, für Irland positiv gelehengebend zu wirken, stürzten die konservative Regierung und brachten das gegenwärtige liberale Ministerium, zunächst unter der Führung Gladstone's, dann nach dessen Rücktritt unter Lord Rosebery zur Herrschaft.

Balfour ist seitdem im Unterhause der offizielle Führer der konservativen Partei, deren volles Vertrauen er genießt, geblieben. Er ist außerdem Präsident der bimetalistischen Liga und zeigt ein lebhaftes Interesse an allen geistigen und sozialen Fragen. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr so fern, wo er zum zweiten Male als Führer des Unterhauses die Gelehen seines Vaterlandes leiten wird. Um so interessanter ist es daher zu erfahren, was er über die höchsten Fragen des Daseins denkt, die im letzten Grunde doch auch so eminent praktische Fragen sind.

Balfour tritt in seinem Buche über die Grundlagen des Glaubens als Vertheidiger der Religion auf. Aber er ist ein ganz eigenartiger Vertheidiger derselben. Sein Glaube gründet sich auf den Skeptizismus gegenüber dem

Naturalismus und transszendentalen Idealismus. An beiden, besonders aber an der naturalistischen, empiristischen Philosophie übt er eine einschneidende Kritik. Der Naturalismus, so jagt er, ist vollständig unfähig, die höheren Aspirationen des Menschen als sittliches, ästhetisches, vernünftiges Wesen zu erklären und zu begründen; er stützt sich auf unbewiesene und unbeweisbare Voraussetzungen, wie die Realität der Welt, die objektive Wahrheit unserer Empfindungen und Wahrnehmungen. Die Vernunft vermag uns über die wichtigsten Fragen keinen Aufschluß zu geben; sie spielt eine untergeordnete, meist sehr überschätzte Rolle in der Entwicklung der Menschheit. Weit wichtiger ist die Autorität, „das psychologische Klima“, die überkommenen Anschauungen und Ideenassoziationen der Familie, des Staates und der Rasse. „Der Glaube ist von der Vernunft unabhängig und eine Nothwendigkeit in jedem Wissenszweige, der an Handlung grenzt.“

Er ist „die Harmonie zwischen dem Universum und unseren höheren Bedürfnissen.“ Diese Harmonie wird aber am besten dargestellt durch den christlichen Glauben.

Das ist in kurzem der Gedankengang dieses glänzenden geschriebenen Buches. Die logischen Fehler desselben, seine Verwechslung des Vernünftelns des Einzelnen mit der Vernunft der Staaten, Völker und der Menschheit, die kritiklose Hinnahme der Autorität ohne Unterjuchung ihres Entstehens, ihrer verschiedenen Gestaltungen und ihres Verhältnisses zur Vernunft liegen auf der Hand und sind auch von den englischen Kritikern genügend hervorgehoben worden.

Das Buch ist kein System der Philosophie. Seine Bedeutung liegt darin, daß es die Weltanschauung eines Mannes der That enthält, eine Weltanschauung, die durchaus in Uebereinstimmung steht mit seinen Handlungen. Ähnlich predigte Disraeli in seinen Romanen wieder und wieder die Geringschätzung der Wissenschaft und die hohe Wichtigkeit des Glaubens als einer praktischen Macht, die in weit höherem Maße die Geschichte der Menschheit beeinflusst habe, als die Vernunft. „Der Mensch,“ jagt Disraeli, „ist geboren, um zu verehren und zu gehorchen“, und Balfour sieht in ähnlicher Weise unsere Ueberlegenheit über die Thiere darin, daß wir uns von der Autorität beeinflussen lassen und beeinflusst werden können.

Die Theologen schütteln mit Recht den Kopf über diesen Vorkämpfer des Christenthums, der im Grunde ebensowenig ein Vertheidiger der Orthodorie ist, wie Hobbes, der Philosoph des Absolutismus, ein Vertheidiger des göttlichen Rechtes der Könige war, aber die konservativen Politiker hoffen, in diesem Apostel der Autorität einen würdigen Nachfolger des Reorganizers der konservativen Partei, Disraelis, gefunden zu haben.

London.

Ph. Arnstein.

## Christianismus, Sozialismus und Graf

Leo Tolstoi.

I.

Ich hörte dieser Tage einen Vortrag über „religiöse Heuchelei“. Ich gehe sonst nie zu derartigen Zwecken an öffentliche Orte; aber der Vortragende hatte nicht nur einen gewissen Namen in der Politik, sondern auch in der Litteratur. Und er kam aus Berlin. Ich mochte ihn also gerne einmal gesehen und gehört haben.

Mein Erstnamen war groß. In einer sehr langen Rede kritisierte er die Moralität der heutigen Welt und benutzte dazu keinen andern moralischen Maßstab als die moralische Weltanschauung des Christenthums, ja er that, als ob es auf der ganzen Welt keinen anderen Maßstab gäbe. Er rieth

zwar am Schluß seiner Rede zum Austritt aus den christlichen Kirchen, aber nur, weil diese christlichen Kirchen nach seiner Ansicht höchst unchristlich geworden seien. Er schien also von seinen Zuhörern vorauszusetzen, daß sie vor allem Christen sein wollten, ja daß sie christlicher sein wollten als die christlichen Kirchen selber.

Etwas ähnliches beobachtet man heute in den freireligiösen Gemeinden, die sich allenthalben bilden. Auch sie wollen nicht außerhalb des Christenthums, sondern nur außerhalb der christlichen Kirchen stehen, denen auch sie den Vorwurf der Unchristlichkeit machen.

Selbst die Sozialdemokratie weiß gegen die Kirchen keinen schwereren Vorwurf zu erheben, als den, daß sie das Christenthum nicht üben sondern nur henchelten.

Die Sozialdemokratie könnte diesen Vorwurf nicht immer wieder erheben, wenn sie nicht, unbewußt, christlich fühlte, wenn nicht ihr innerster und verstecktester Instinkt christlich wäre. In der That ist der Kern der Sozialdemokratie Christenthum. Das hat vielleicht Gustav Flaubert zuerst ausgesprochen, der schon in Marat ganze Brocken Proudhon entdeckte und die Vorgänger Beider in den Prädi-kanten der Ligue erkannte.

Das Christenthum war von seinem Ursprung an die Religion der Opponirenden; sein eigentliches Wesen war immer Opposition, Opposition der Armen, der Glenden, der Niedrigen gegen die Reichen, die Mächtigen, die Vornehmen. Das Christenthum ist nicht umsonst aus dem Volk der Juden hervorgegangen. Ehe das Magnifikat im neuen Testament stand, stand es im alten. „Die Hohen sollen erniedrigt, die Niedrigen aber erhöht werden“, heißt es in diesem merkwürdigen Hymnus. Das ist christlich. Was verschaffte denn dem Urchristenthum seine rasche Verbreitung? Nichts anderes als die Lehre, daß nun der Stiel einmal umgekehrt werden solle, daß nun die Ersten die Letzten sein werden und die Letzten die Ersten, die Ersten am Throne Gottes, die Ersten in der Herrlichkeit des Reiches Gottes. Die Niedrigen sollen erhöht werden.

Die Sozialdemokratie lehrt nichts anderes. Daß die Urchristen diese Stielumkehrung sich vielleicht in einem Jenseits dachten, und daß die Sozialdemokratie denselben Vorgang auf dieser Erde erwartet, ist gar kein so wesentlicher Unterschied. Jedenfalls glaubten die ersten Christen ihr Jenseits sehr nahe. Sie erwarteten jeden Augenblick das „Tausendjährige Reich“. Sie glaubten ihr Jenseits vielleicht viel näher als die heutige Sozialdemokratie ihr Diesseits zu glauben vermag; sie waren stark im Glauben, und der Glaube macht selig.

Das ist also nicht zu leugnen: die Welt ist heute wieder einmal so christlich gestimmt wie je, d. h. sie ist demokratisch gestimmt, demokratisch im modernen, im christlichen Sinn, sozialdemokratisch.

Damit berühren wir eine Thatfache, die zu den interessantesten psychologischen Problemen der Weltgeschichte gehört, die Thatfache nämlich, daß das Christenthum, diese Religion der Enterbten, diese Religion der Müssigen und Beladenen, so oft gerade von den Vornehmsten ergriffen und mit allem Feuer der Begeisterung gepredigt worden ist.

Dies gilt zwar nicht von ihrem ersten Stifter, dem man aber nichts desto weniger auch zu einem Sohne Davids, zu einem Königssohn, gemacht hat. Es gilt auch nicht von dem großen Prediger des Christenthums zur Zeit der Renaissance. Denn das war die Reformation: eine christliche Reaktion gegen das überhandnehmende Heidenthum, gegen den Geist der Antike, der Weltlust, der Welt Herrlichkeit.

Aber die größten Heiligen des Mittelalters gehörten fast nur vornehmen Familien an, auch der christlichste von allen, dem man mit Jesus Christus fast auf eine Linie gestellt hat und den, charakteristisch genug für unsere Zeit, heute nach 700 Jahren sogar die Protestanten heilig gesprochen haben: Franz von Assisi. Mit Entzückung des Papstes haben die Protestanten ihn heilig gesprochen. Auch die Sozialdemokraten könnten es, ohne sich das geringste zu vergeben.

## II

Zu den vornehmen Predigern des Christenthums gehört auch Graf Leo Tolstoi. Doch unterscheidet er sich von seinen Voraängern in einigen ganz interessanten Punkten. Er beruft sich auf keine Autorität, auf keine Vorgänger. Ja er verleugnet solche. Und insoweit ist er allerdings nicht Christ, sondern originalitätsstolzer Schriftsteller, also etwas dem Christenschwur stracks entgegengelehrt.

Der Mann kennt seine Zeit. Er weiß, daß man sich für etwas ganz Neues ausgeben muß, wenn diese Zeit in ihrer Eitelkeit sich für einen interessiren soll, diese Zeit, die sich die moderne Zeit heißt. Und er gibt sich für etwas ganz Funkelnagelneues aus. Er thut, als ob es nie einen heiligen Franziskus, nie einen Thomas von Kempis, nie einen Grafen Zinzendorf gegeben hätte.

Diese Verleugnung fremder Verdienste ist nicht nur nicht christlich, sie ist auch gar nicht schön. Tolstoi hat aber vielleicht einen sehr unschuldigen Grund für sein Verhalten. Er weiß vielleicht von all diesen Leuten nichts. Vielleicht kennt er sie aber auch nur zu gut und scheut den Vergleich. So mancherlei wurde schon über seinen Charakter und über sein Leben gemunkelt, was diesen Verdacht fast nahe legt.

In dieser Beziehung ist ein Büchlein interessant, das sonst kaum unsere Beachtung verdiente, denn es besitzt an sich so viel wie keinen litterarischen Werth; aber sein Verfasser, eine Frau Anna Seuron,\*) hat lange Jahre im Hause Tolstoi's gelebt und muß also nothwendiger Weise vieles wissen und mitzutheilen haben, was sonst nicht leicht Jemand wissen konnte. Ihr Büchlein hat also, im Einzelnen wenigstens, einen dokumentären Charakter. Und außerdem läßt sich neben den thattsächlichen Berichten vieles zwischen den Zeilen lesen.

Anna Seuron ist durchaus begeistert für Tolstoi, denn sie ist selber durch und durch Christin. Sie ist eine Frau und das Christenthum ist die Religion der Frauen. „Es wird eine Zeit kommen“, schreibt sie, „da es heißen wird: Ja der war der Menschheit Sohn, voll Elend und gebrochen, aber voll der von Gott verliehenen Allkraft.“ Das klingt wie eine Apotheose. Tolstoi's Auftreten in der russischen Hungernoth vor einigen Jahren schildert sie mit einer Wärme und Bewunderung, deren nur eine Freundin fähig ist. Zum Ueberflus gesteht sie, daß sie Tolstoi geliebt hat, trotz „seiner Häßlichkeit“. Auch für die Frau Gräfin tritt sie warm ein, wenn wir auch die Art, wie sie sie vertheidigt, nicht sehr geschickt finden. Sie schreibt einmal:

„Es war auch um jene Zeit, als die Gräfin, von verschiedenen Ursachen bewogen und von einer Freundin unterstützt, ansing, aus den Schriften ihres Mannes Geld zu schlagen. Mit einer bewunderungswürdigen Schnelligkeit ging alles von Statten — eine Auflage nach der anderen, mit und ohne Subskription, fiel ihr ins Haus. Dabei nahm sie die Korrekturen bis tief in die Nacht hinein vor. Freilich ging es nicht ohne böses Blut ab — die Buchhändler machten viel zu schaffen, denn auf einmal war des Grafen Haus der Lagerraum, von wo aus direkt verkauft und versandt wurde. Doch sie hatte das Recht für sich, wenn auch vielleicht manches nicht ganz delikat verlief.“

Von Tolstoi selber sagt sie entschuldigend: „Der Pfarrer auf der Kanzel predigt auch allerlei und kann im Leben nicht immer danach handeln.“ Das ist nun auch mehr wohlwollend als fein, denn eben Tolstoi heißt die Pfarrer deswegen Pfaffen und haßt sie.

Jedenfalls darf man nach allem dem voraussetzen, daß Anna Seuron ihren Helden nicht verleumden wird, und daß die menschlichen Züge, die sie über ihn zu berichten weiß, der Wirklichkeit vollkommen entsprechen werden.

Das Verhältniß des Grafen zu seinen Bauern wird uns vielleicht am ersten interessiren. Seuron berichtet uns,

daß der Graf nicht durchaus beliebt war. Er verlangte von seinen Bauern nichts, aber er that auch nichts für sie. Der Graf pflichtete und arbeitete mit ihnen; aber oft, wenn er so mit ihnen sprach und nicht aufgelegt war oder nichts geben wollte — was auch vorkam — erwachte in ihm der Despot vom 16. Jahrhundert. Sein Auge bekam einen bösen Blick und der Bittsteller ging kopfschüttelnd davon.

In drolliger Weise schildert die Verfasserin des Grafen Todesjucht. Ein Sterbender ließ ihn zu sich bitten. Aber der Graf ging nicht. „Ach, ach“, sagte er, „und hüpfte von einem Bein auf das andere. Das war ein Charakterzug. Er wollte es von sich schieben, das Sterbensehen. Er versteckte sich wie der Strauß im Sande.“

Das ist allerdings ganz natürlich, aber es ist eher antik als christlich.

Sehr bedenklich und geradezu überraschend sind die kleinen Züge von Geiz, die uns die Verfasserin mittheilt; z. B. beim Tode eines Kindes. Die Gräfin fuhr trotz 28 Grad Kälte auf drei Kirchhöfe. Ueberall fand man den Preis für die Beerdigung zu theuer, und das Kind wurde zuletzt auf noch offenem Felde eingearrt.

Vielleicht war das weniger Geiz als Vorurtheilslosigkeit. Aber Anna Seuron erzählt andere, böhere Geschichten. Der Graf hatte einem armen Jungen 30 Ropfen versprochen. Der Junge war gekommen, er stand neben der Wartebank. Der Graf that, als suche er in seiner Tasche nach Geld. Aber da erschien ein Ketter für den Grafen. Die Thür ging auf, ein Bekannter trat herein; die Beiden begrüßten sich und eilten die Treppe hinauf. Die 30 Ropfen waren gerettet. „Sie hätten sehen sollen, wie verklärt sein Gesicht war“, fügt die Schreiberin hinzu. Denn so gutmüthig und freundschaftlich sich Anna Seuron im Allgemeinen gibt, hie und da guckt doch ein Bißchen Bosheit hervor. Sie ist eine Frau. Und sie hatte den Grafen geliebt.

Der Vegetarianer Tolstoi kommt auch nicht zum besten weg. Er hielt diese Art Enthaltbarkeit überhaupt nur ein Jahr aus. Und selbst während dieser Zeit geschah es, daß man im Speisesaale zur nächtlichen Stunde Messergeräusch hörte, und daß am andern Morgen das zurückgelassene Kostbeef halb oder ganz aufgeessen war!

Am allerwenigsten aber von allen natürlichen Genüssen, meint Anna Seuron, konnte der Graf das entbehren, was sie in ihrer weiblichen Ausdrucksweise „die Locke Eva's“ nennt. Sie will das aus einer intimen Mittheilung der Gräfin wissen. Der Mann hat gut Keuschheit und Enthaltbarkeit predigen.

Offenbar that der Graf vieles nicht wegen der Sache selber, sondern nur wegen der Wirkung, die er damit auf Andere hervorbrachte. Dabei mußte nothwendig mancherlei Schauspielerei mit unterlaufen. Er bemerkt z. B., wie seine Frau in einer feinen Grundsätzen zuwiderlaufenden Weise aus dem Bichervertrieb Geld herausschlägt. „Er machte dann einen Kakenbuckel und ging Holz spalten oder verrichtete sonst eine grobe Arbeit, um sich so loszusagen vom Teufel und seinen Verlockungen.“ Aber „der Graf bricht oft wie zusammen unter der Last dessen, was er vorgestellt hat und vorstellen mußte.“

Dies die Worte der Verfasserin. Und sie malt folgendes höchst anschauliches Bildchen: „Wie das Orakel von Delphi sah der Graf auf seinen gekrenzten Beinen — er thut es aus Bescheidenheit, glaube ich, und zieht seine Bluse darüber, wie ein junges Mädchen — à la Turquo, oder nur ein Bein unter sich — (à la Tolstoi) und hört der Menschheit Klagen. Er hört alle an, die nicht wußten, was sie mit ihrem Geld thun sollten; die, denen ihre Frau zu viel oder zu wenig war; solche, die von Gewissensbissen gefoltert, ihm Beichte ablegten. Allen sagte er einige Worte. Aber es war selbst noch nicht Licht in ihm, und gerade dieses Halbdunkel befriedigte die modernen Völger.“

Nicht sehr freundlich klingen ihre Bemerkungen, die sie über seinen berühmten Ledergürtel macht. „Da gab es

\*) Graf Leo Tolstoi. Intimes aus seinem Leben von Anna Seuron, herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Eugen Zabel. S. Cronbach. Berlin. 1895.

jünf Gefühllöcher für Buß- und Bettage; auf der andern Seite waren fünf gastronomische Abzeichen, sogenannte Freßlöcher, von denen Europa nichts zu wissen braucht! Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert."

Doch manchmal war es dem Grafen sehr ernst mit der Heiligkeit, so sehr, daß er sie bis zur Unanständigkeit trieb.

Er behauptete, daß der Mensch gewisse unentbehrliche Berrichtungen auf die natürliche Weise erledigen sollte ohne erst lange nach einem stillen Ort zu suchen. Das sei ein unmoralischer Luxus. Und ein andermal sagte er; Läuse seien unrein als Insekten, aber ein armer Mann sei deshalb nicht schmutzig, weil er Läuse habe.

Das ist in der That echt christlich. Auch Pius IX dachte so, als er Joseph Laber heilig sprach. Aber damals spottete und lästerte alle Welt; und selbst die frommsten Damen rümpften das Näschen. Bei Tolstoi bewundert man.

Tolstoi ist eben heute Mode. Und nichts findet in der Welt Gnade, als was Mode ist.

Aber selbst Anna Seuron findet die Anhängererschaft Tolstoi's im höchsten Grade lächerlich. Sie lacht herzlich über die sogenannten Klassendamen, die aus Kronstadt nach Zajnaja kamen und in Galoschen und weißen Nachtjaken Mist fuhren. Sie spricht von Familienjöhnen, „die dem Leben den Schaum abgeschöpft“, von Frauen, „die den Blütenstaub ihrer Illusionen in der Unweiblichkeit begraben hatten“. Und sie meint, in echt christlichem Stil, daß derer wenige waren, die den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs in der Bundeslade fanden.

Dem Buch der Anna Seuron ist Tolstoi's Bildniß vorgegedruckt. Es scheint sehr ähnlich zu sein und fordert zu allerlei Betrachtungen heraus. Auch Anna Seuron macht darüber die ihrigen. Sie meint, daß der Graf keinen Typus darstelle. Denn breite Nasen, kleine Augen, hohe Stirnen, große Ohren und haarige Lippen habe sie überall angetroffen. „Aber mir ist“, sagt sie mit wunderbar weiblicher Wendung hinzu, „als läge sein Gesicht im Urdraht der Schöpfung“.

So hohe Gedanken konnte ich mir vor dem Bilde nicht machen. Ich wurde aber von einer merkwürdigen Ähnlichkeit darin betroffen. Der Kopf Tolstoi's ähnelt unverkennbar dem Kopf eines andern christlichen Propheten der Gegenwart, dessen Leben und Treiben mit dem Tolstoi's ziemlich übereinstimmt. Ich meine den Maler Tiefenbach zu Dorfen bei Wohlfahrtsbansen. Er ist freilich im Vergleich zu Tolstoi eine obskure Persönlichkeit; aber gebt ihm den Rang und die Mittel des Grafen sowie dessen hohe Künstlerkraft, und die Weltberühmtheit wird nicht auf sich warten lassen. Die vornehme Welt von Wien in ihrer weiblichen Hälfte hat er ohnedies vor einigen Jahren nicht weniger aufgeregt als Tolstoi die zu Moskau. Viele halten ihn für einen vollkommenen Heiligen. Ich hatte immer viel Sinn für Heilige, und als ich gerade einmal bei Dorfen vorüberging, besuchte ich ihn. Ich fand einen vollkommenen Komödianten. Eine hübsche Wiener Baronin, die sich gerade bei ihm befand und die Narrin genug sein mochte, erschien neben ihm wie die heilige Natur in Person.

Ich habe zu Anfang der Frau Anna Seuron fast alles litterarische Talent abgeprochen. Aber man hat gesehen, daß sie doch kleine Gemebildchen zu malen versteht. Und einmal trifft man auch auf eine gedanklich auffallende Stelle. Man hätte ihr so etwas gar nicht zugetraut. Es handelt sich um einen Jünger, der enttäuscht abzog, Frau Seuron fährt fort:

„Auf dem Mäuerchen vor der Gräfin Kabinet lag ein kleiner Jagdhund und schaute dem Schleichenden ruhig nach! „Ja, geh' Du, Du bist nicht der erste und nicht der letzte, der das Räthsel lösen will! Was kommt ihr auch alle hierher und wozu? Es gibt keine Regel als Gesamtmittel. Ein jeder muß für sich einstehen, für sich leben und büßen. Drum versuche es ein jeder allein mit sich selbst auf-

zunehmen und sich gerecht zu werden. Ich bin ein Hühnerhund. Am Tag, wo es mir einfallen sollte, auf die Wolfsjagd zu gehen, ist es aus. Ich lasse dort meine Würde, meinen Werth, und vielleicht meine Haut. So kommt ihr hierher, wollt eure Verhältnisse, eure körperlichen und geistigen Fähigkeiten nach denen des Grafen modeln, weil er schreibt, es sei gut so! Woher weiß er es denn, daß es so gut sei? Rathet ihm einmal, Alles von sich zu werfen und Steine zu hauen und in einer Kellerwohnung mit den Seinen zu wohnen! Sagt ihm, er würde gebildet dadurch! Und wartet, er lacht euch aus.“ Der Jagdhund schlief dann weiter, er hatte schon so viel mit angesehen!“

Die Stelle ist wirklich überraschend. Die Verfasserin berührt damit die Gedankenkreise des größten Antipoden Tolstoi's, des Philosophen Friedrich Nietzsche.

Diese beiden Männer gegen einander aufzustellen, müßte auch interessant sein. Denn größere Gegenätze hat nie eine Zeit hervorgebracht: Auf der einen Seite der Hochgeborene, der Graf, der ehemalige Sklavenbesitzer, das urchristliche Christenthum predigend, die Nächstenliebe, die Gleichheit, die Brüderlichkeit, das Mitleid, die Enttagnung, die Demuth, den Altruismus in jeder Form; auf der andern Seite der arme Sohn des protestantischen Predigers, der schwächliche kranke Mensch, als Beherrlicher der Kraft und Gewalt des Individuums, als Prediger der Härte und der Unbarmherzigkeit, als Verkündiger des Egoismus als oberster Tugend, als Prophet des Uebermenschen; auf der einen Seite der Heiler, der Heiland, der dem Armen, dem Kranken und Glenden ein Ketter sein möchte, auf der andern Seite der strenge Mann des Gesetzes, des Naturgesetzes nämlich, vor dessen Richterstuhl nur das Gesunde, das Kräftige, das Mächtige, das Lebensherrliche Gnade findet.

Man glaubt einen neuen Begriff gewonnen zu haben und hat das Wort fin de siècle dafür geprägt; es ist vielleicht auf einen der beiden Männer anwendbar, dann aber sicher nicht auf den andern.

Mannheim.

Benno Rüttenauer.

T. Colani: Essais de critique historique, philosophique et littéraire. Préface de Joseph Reinach. Paris. 1895. Léon Chaillay.

Timothée Colani gehört zu den ungezählten, wahrscheinlich aber zahlreichen Männern, denen zwei in dieser Welt gar mächtige Frauen, Fortuna heißt die eine, Juma die andere, viel Unglück erwiesen haben. Rann sieben Jahre sind verfloßen, seitdem er, 64 Jahre alt, aber noch sehr rüstig, gestorben ist, und schon längst ist sein Name, den man nie zu den ausposaunten rechnen konnte, verklungen. Nur Wenige, die in seinem öffentlichen Leben ihn gekannt, oder ihm persönlich nahe standen, nur Wenige bewahren ihm ein ehrendes und wehmüthiges Andenken. Der Menge, und auch den höher Gebildeten, ist er unbekannt. Und doch hat er Bedeutendes geleistet. Als Hauptredakteur der Strazburger „Revue de Théologie“ hat er 19 Jahre hindurch, von 1850 bis 1869, in Verbindung mit Edmond Scherer mit Eduard Reuß, mit Albert Réville, der kritischen Theologie in Frankreich nicht bloß Eingang, sondern auch einen weit hinaus über die Grenzen des französischen Protestantismus reichenden Einfluß verschafft. Als französischer Kanzelredner hat er in seiner Kirche eine zahlreiche und beharrliche Zuhörererschaft gesammelt, nicht bloß gebildete Damen, sondern wissenschaftlich arbeitende Männer, die seinem Worte nicht mit landläufiger Andacht, wohl aber mit geistiger Spannung, mit intellektueller und moralischer Ergrißtheit lauschten. Als Professor der Theologie war er neben Reuß der bedeutendste, der beliebteste und wirksamste Dozent der Strazburger Fakultät. Zu dieser Stellung aber gelangte er ziemlich spät, erst nach einer laugen mühsamen Wartezeit in der er, weil er kein Vermögen besaß, genöthigt war, de „courir le cachet“, d. h. mit Ertheilung von Privatstunden, sich die Mittel zu einer sehr bescheidenen Existenz zu verdienen. Und im Jahre 1870, nachdem er kaum zehn Jahre seinen akademischen Lehrstuhl eingenommen hatte, glaubte er, da er als Franzose nicht Lehrer an einer deutschen Universität werden wollte, ihn aufgeben, und als sechsundvierzigjähriger und verheiratheter Mann einen ganz neuen Lebensweg suchen zu müssen.

Bei diesen Suchen, in der damaligen Aufregung, verirrt er sich weit von dem Pfade, der ihm durch seine geistige Ausrüstung und seinen eigentlichen Beruf zugewiesen war. Er gerieth in industrielle Unternehmungen und Spekulationen, die mit einem finanziellen Ruin endigten, und zwar nicht seine Ehrlichkeit, wohl aber seine Ehre stark beschädigten, so daß ihm auf politischem Gebiete sehr begehrenswerthe Stellen, die er als Freund Gambetta's leicht erreicht und mit Talent ausgefüllt hätte, verschlossen blieben. Nun wurde er Bibliothekar oder Unterbibliothekar, wenn ich nicht irre, an der Bibliothéque Mazarine und Mitarbeiter an der Zeitung „La République française“.

In dieser Zeitung hat er, außer vielen anderen Arbeiten, die vierzehn, das hier angezeigte Buch ausfüllenden, jetzt erst gesammelten „Essais“ erscheinen lassen. Diese Essais beziehen sich auf drei Hauptgegenstände: Geschichte der neueren und neuesten Zeit, Litteratur und Philosophie, genauer gesagt: Religionsgeschichte.

Zur ersten der angegebenen Gruppen gehören fünf Étude: „M. Ollivier et le concile du Vatican, La politique de Napoléon III. en 1866, La Revolution jugée par M. Taine, Le plan de Bismarck, Guillaume I. empereur d'Allemagne, roi de Prusse“. Alle fünf sind auf Grund reifer Studien, mit großer Sachkenntnis und mit einem bewundernswürdigen Etreten nach Unparteilichkeit geschrieben, so, als ob die hier geschilderten und einer kritischen Untersuchung unterworfenen Männer „Zeitgenossen Micheliens“ gewesen wären. Trotzdem werden wohl in Deutschland die Essais über Bismarck und Kaiser Wilhelm I. nur wenig Zustimmung finden. Aber auch in Deutschland werden diejenigen — ach, wären es nur recht viele! — denen göttliche Wahrheit über Alles steht, dem wissenschaftlichen Ernst so der edlen Gesinnung unseres Essayisten ihr Lob nicht versagen können und von den Ergebnissen seiner Forschung manches nicht unwichtige sich aneignen.

Die religionsgeschichtlichen Aufsätze — es sind auch fünf: „Victor Cousin jugé par les contemporains, Le parti catholique sous la monarchie de Juillet. La religion nouvelle. Les confessions de M. Renan. La Bible“ — sind sehr geeignet, Urtheile und Ansichten zu vernichten, die unseren sogenannten Freisinnigen die Mühen der Wachsamkeit und des geistigen Kampfes ersparen, und jede reformatorische Bewegung durch die herrschende Indifferenz von vornherein lähmen. Sie zeigen uns, wie groß in unserer Zeit die Mächte des angeblich überwundenen Aberglaubens noch sind, wie „gut“ — nach Molière's Bemerkung — sich manche Leute befinden, deren Begräbnis man mit Worten feiert,“ und auch wie schwach, in moralischer sowohl als in wissenschaftlicher Beziehung, manche hochgepriesene Herolde der Aufklärung und der Freiheit sind, Männer z. B. wie Cousin und Renan. Ihnen gegenüber — obwohl Colani diese Gegenüberstellung nicht förmlich veranstaltet — bewundert man um so mehr die, hier mit keinem Heiligenschein geschmückten, nicht im Mindesten geschmeichelten, sondern nur geschichtlich wahr dargestellten Propheten der biblischen Religion.

Unter den vier litterarischen Essais — „La correspondance de Ste. Beuve, Les Rouzon-Macquart. Le Caractère d'Hamlet, Encore Hamlet“ — sind die zwei letzten, der Interpretation des Hamlet gewidmeten, die anziehendsten; einfach, klar und tief gedacht, glänzend geschrieben, wahrheitslieblich das richtige treffend. Die lange, mit allzu vielem Material beladene, Studie über Bola könnte, wenn das, was die Franzosen „engouement“ nennen, nicht eine fast überall unheilbare Krankheit wäre, die man, ob man es will oder nicht, austoben lassen muß, das Publikum vom Kultus eines seiner wunderlichsten Götzen, nämlich Bola's, befreien. Denn das Bola, „der große Realist und geniale Dichter“, mit der wirklichen Realität, mit dem Sichersten, was uns die Erziehung über das leibliche und geistige Wesen des Menschen und über das Leben der Leute lehrt, in fortwährende Konflikte geräth, und seine meistens gar nicht poetischen Romane in einem ziemlich schlechten Französisch schreibt, geht aus den von Colani hier angeführten, ja angehäuften Thatsachen unwidersprechlich hervor. Doch gilt hier das französische Sprüchwort: „Il n'est pire sourd que qui ne veut pas entendre“. Von solcher Taubheit aber, und überhaupt von jedem Gebrechen, das einen wahrheitsliebenden Kritiker und Historiker hemmen könnte, ist Colani — menschlich gesprochen — vollkommen frei. Diese Freiheit gewährt den hier vorliegenden Arbeiten einen großen Reiz und einen bleibenden Werth. Möge sie auch in Deutschland viele würdige Leser finden!

M. Schwalk.

**Maria Janitschek: Lilienzauber.** Leipzig 1895. Verlag Kreisende Ringe. (Max Spohr.)

Wenn Sonnenschein auf ihren weissen Kelchen spielt und ein leiser Wind die hohen Stengel schaukelt, dann reden die Lilien eine eigene Sprache. Sie sind wie stumme Glocken, die tonlos läuten und etwas wachrufen im Menschen, das sich nur unter Schmerzen lösen kann.

Maria Janitschek hat ihre neuesten Erzählungen unter dem Namen „Lilienzauber“ vereint. Was ist es, das der Lilienzauber im Menschen sucht und ruft?

Das ist Lilienzauber: eine arme fünfzigjährige Frau lebt einsam irgendwo in einer Hütte. Ihre Tochter ist verheirathet, sie selbst hat ihr Auskommen, aber sie hat keine Aufgaben mehr. Sie sitzt und liest in ihrer Bibel — aus Gewohnheit; sie hat wohl kaum ein anderes Buch im Hause. Ihre Lampe verlischt. Da klopft es. Ein müder, vornehmer Wanderer begehrt Einlaß. Sie erschrickt, sie hält ihn für einen Räuber. Aber seine stillen leisen Worte beruhigen sie. Er setzt sich an ihren Tisch, und da steigt ein Argwohn in ihr auf: er begehrt sie, das Weib. Und wieder sieht sie, daß sie sich getäuscht. Milde strafen seine Worte, daß ihre Gedanken ihm und ihr selbst Unrecht thun. Und er legt den Kopf müde an ihre Brust — da erwacht der Wunsch in ihr. Wenn sie jünger wäre! . . . Er gewährt den Wunsch und verläßt sie. Sie läuft ihm nach, sie findet ihn nicht mehr. Wer war er? Christus?

Seine Worte haben ein Leben, von dem sie nichts wußte, in ihrem Herzen wachgerufen. Nun hat sie einen Beruf, einen Beruf an sich selbst. Der andere Mensch in ihr ist erwacht; der Mensch ohne Erdenlast, der Mensch frei von den Banden des Körpers.

Die Lilien im Wunde, sie reden ihre eigene Sprache. Sie ruhen den rein geistigen, rein seelischen Menschen im Menschen. Maria Janitschek ist in ihren neuen Erzählungen ausgezogen, diesen Menschen im Menschen zu suchen. Sie hat ihn in der armen Frau gefunden, zu der der späte Gast kommt; in einer anderen Frau, die nach trivialen Irrfahrten neu erblebt in der Liebe zu einem blinden Mann, der mit seinem Geigenspiel das verborgene Leben in ihr wachruft; in einem Kraftmenschen, den ein Weib durch die Keuschheit ihrer Seele bezwingt und den sie dann tödtet, der sterbend das Wunder erfährt.

Maria Janitschek ist eine starke Künstlernatur. Wer mit Freuden fest in dieser Erde wurzelt und mystisch spirituellen Lockungen bewußt widersteht, wird sich Lilienzauber ungern nur anheingeben. Maria Janitschek aber packt und fesselt auch da, wo sie nicht überzeugt. Ihr Talent gewinnt auch widerstrebende Herzen.

Maria Janitschek ist ein vorwiegend lyrisches Talent. Ihre Erzählungen sind von großer Plastik, aber sie ist doch ganz subjektiv. Sie läßt ihre Menschen nicht frei; sie gibt ihnen einen Theil ihrer eigenen Seele. Sie gibt ihnen soviel ihrer eigenen Seele, daß es manchmal ist, als wolle der gährende Inhalt die Form sprengen. Maria Janitschek ist eine überreiche Künstlernatur.

Es geht ihr mit der Sprache, wie mit den Menschen: sie preßt in ihre Sprache viel hinein. Ihr fehlt Einfachheit. Stellenweise ist ihre Sprache von wunderbarer Plastik, dann aber ermüdet sie wieder durch ein Zuviel. In ihrer Darstellung liegt stets Größe; aber diese Größe wird manchmal barock.

Maria Janitschek ist ein Talent, wie wir ihrer zur Zeit nicht viele haben, und ihre neuen Erzählungen „Lilienzauber“ stehen durchaus auf der Höhe ihres Könnens. Was ihr noch fehlt, ist die Freude am Alltäglichen, am ganz Gewöhnlichen, am Philistinen. Ein fertiger Künstler hat auch das lieb. Maria Janitschek wird es lieben lernen müssen, wenn sie ihr Können über die Lyrik hinaus ganz fruchtbar machen will. Sie sucht noch allzu viel den Menschen und im Menschen — sie hat den Alltagsmenschen noch nicht gefunden.

E. G.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuscripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth,  
Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan,  
Bülowsstraße 89.